Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 143 (1975)

Heft: 18

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SCHWEIZERISCHE KIRCHEN ZEITUNG

Fragen der Theologie und Seelsorge
Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne—Genf—Freiburg und Sitten

18/1975 Erscheint wöchentlich 1. Mai 143. Jahrgang Druck und Verlag: Raeber AG Luzern

Soziale Kommunikationsmittel und Versöhnung

Vor fünfzehn Jahren beschloss die Schweizer Bischofskonferenz, alljährlich am zweiten Novembersonntag einen Pressesonntag durchzuführen, dessen Vorbereitung und Durchführung dem Schweizerischen Kath. Presseverein anvertraut wurde. Seit 1967 wird daneben in der Kirche auf der ganzen Welt am Sonntag nach Christi Himmelfahrt der Welttag der sozialen Kommunikationsmittel begangen, an dem die Katholiken auf die Aufgaben der Kommunikations- und Medienarbeit «eindringlich hingewiesen» und «eingeladen» werden sollen, «dieser Frage im Gebet zu gedenken und Spenden für sie zu entrichten» (Dekret über die sozialen Kommunikationsmittel, Nr. 18).

In den letzten Jahren richtete sich der schweizerische Pressesonntag immer mehr auch auf andere Medien aus, und auch bei der Zuteilung des Opfers wurden immer stärker auch andere Kommunikations- und Medieninstitutionen berücksichtigt, so dass die für seine Durchführung Verantwortlichen immer öfter von Mediensonntag und Medienopfer zu sprechen pflegten. Weil sich so die Zielsetzung des Pressesonntages an jene des gesamtkirchlichen Welttages angenähert hatte, lag es nahe, die beiden Themensonntage an einem einzigen Sonntag zu begehen.

So wird nun am kommenden 9. Welttag der sozialen Kommunikationsmittel, am 11. Mai 1975, in der Schweiz zum ersten Mal zugleich der bisherige Presse- beziehungsweise Mediensonntag durchgeführt (im Kanton Zürich wird das Opfer schon am 4. Mai aufgenommen, im Bistum St. Gallen muss es auf den 8. Juni verschoben werden).

Weil eine Verlegung eines eingebürgerten Themensonntags mit seiner besonderen Kollekte mit Übergangsschwierigkeiten verbunden ist, ist der Schweizerische Katholische Presseverein beziehungsweise die Kommunikations- und Medieninstitutionen, die durch das Opfer wesentlich mitfinanziert werden, darauf angewiesen, dass die Seelsorger diesem Tag gerade in diesem Jahr ihre besondere Aufmerksamkeit schenken.

Auch zum diesjährigen Welttag hat die «Päpstliche Kommission für die Instrumente der sozialen Kommunikation» verschiedene Texte verfasst. Nachstehend veröffentlichen wir den Text, der besonders auf das Thema des diesjährigen Welttages eingeht, das vom Heiligen Jahr her sich aufgedrängt hat.

Redaktion

In der Gesellschaft von heute zeigen sich zwei entgegengesetzte Strömungen. Die erste besteht in einem wachsenden Streben nach Einheit und Zusammenwirken auf allen Gebieten, kulturell, sozial, politisch, wirtschaftlich und religiös. Ein Zeugnis dafür sind die endlose Reihe von Begegnungen, Kongressen und Seminaren, die zahlreichen neuen Strukturen der Zusammenarbeit, der lebendige Austausch von Informationen sowie die Anstrengungen, sich untereinander zu verständigen und einig zu werden.

Die entgegengesetzte Tendenz ist leider auch nur allzu deutlich, sogar innerhalb der Kirche. Durch sie werden die guten Auswirkungen der eben genannten Bemühungen ständig gefährdet, verzögert oder gar zunichte gemacht. Es ist die Neigung zu ständiger Konfrontation, Kontestation, Polarisierung und Spaltung. Mit Vorzug sucht man Lösungen durch Drohung, Macht oder gar Gewalt.

In diesem Konflikt sind die Instrumente der sozialen Kommunikation an sich neutral. Sie sind blosse Werkzeuge, leblose Instrumente in der Hand des Menschen. Von sich aus sind die Medien weder auf das Gute noch auf das Böse gerichtet. Was man aus ihnen macht, hängt voll und ganz von den Männern und Frauen ab, die sich ihrer bedienen.

Nur zu oft werden die Medien vom Menschen dazu missbraucht, Hass zu säen, den Keim zu Spaltungen zu legen, Gegensätze zu schüren und die innere Zerissenheit zu steigern.

Mit gleicher Wirkung können die Medien jedoch dazu benutzt werden, beizutragen zur Förderung von Verständnis, Zusammenarbeit, Einvernehmen und Frieden unter den Menschen sowie unter den ver-

Aus dem Inhalt

Soziale Kommunikationsmittel und Versöhnung
Zum 9. Welttag der sozialen Kommunikationsmittel am 11. Mai 1975.

Von der Suche nach der Wahrheit zum ewigen Licht
Zum Tode des Schweizer Kardinals Charles Journet.

Ende des «Teufelsglaubens»?
Eine Auseinandersetzung mit neuen Veröffentlichungen zum Thema, 1. Teil.

«Das Ende der katholischen Presse»
Von der katholischen Presse zur kirchlichen Kommunikationspolitik.

Die neue Bussordnung — ein unverantwortliches Experiment?
Die Generalabsolution und die Pflicht zur Einzelbeicht als Fragen, die in der Praxis noch wenig geklärt scheinen.

Amtlicher Teil

schiedenen Bevölkerungsschichten, Gruppen, Nationen und Völkern.
Der Welttag der sozialen Kommunikationsmittel im Jahre 1975 hat hauptsächlich zum Ziel, Hirten und Gläubige, Bischöfe, Priester, Ordensleute und Laien in Gebet, Studium und Reflexion zu einer gemeinsamen Anstrengung anzuregen, damit die Instrumente der sozialen Kommunikation je nach der konkreten Situation in den einzelnen Ländern so gut wie möglich zur Erlangung von Versöhnung, Frieden, Eintracht und Brüderlichkeit eingesetzt werden.

Brauchbare Instrumente

Ihrer Natur nach sind die Massenmedien zugleich brauchbare und wirksame Instrumente zur Erreichung dieser Ziele. Daran hegt die Kirche keinen Zweifel. «Die Kirche erblickt in diesen Medien ‚Geschenke Gottes', weil sie nach dem Ratschluss der göttlichen Vorsehung die Menschen brüderlich verbinden [1]».
Im Licht des christlichen Glaubens sind die Verbundenheit und die Gemeinschaft unter den Menschen das oberste Ziel jeder sozialen Kommunikation [2].
In der Tat hebt die Kirche mit Nachdruck hervor, dass die Instrumente der sozialen Kommunikation es den Menschen ermöglichten, gleichsam eine neue Sprache zu schaffen, so dass sie in der Lage sind, einander noch besser kennenzulernen ... «Und dadurch gelangen sie um so schneller zu Gerechtigkeit und Frieden, zu Wohlwollen und Wohltun, zu gegenseitiger Hilfe, zur Liebe und endlich zur Einheit [3].»
«Darum gehören die Kommunikationsmittel zu den wirksamsten Kräften und Möglichkeiten, die der Mensch einsetzen kann zur Stärkung der Liebe, die Ausdruck und Quelle der Gemeinschaft ist [4]».
Wenn die Medien in der Tat so hervorragend geeignet sind zur Förderung tieferen Verstehens und grösserer Verbundenheit unter den Menschen, wie es die Kirche so zuversichtlich erklärt, dann kann sich das Volk Gottes nicht der Verpflichtung entziehen, sie für diese Ziele einzusetzen. «Förderung von Einheit hängt ja mit der letzten Sendung der Kirche zusammen [5]», denn «die Kirche ist ja in Christus gleichsam das Sakrament, das heisst Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit [6]».
Der Christ, der in den Medien beruflich tätig ist, wird nicht übersehen, dass Zwietracht und Bruderhass erst in die Welt einzogen, nachdem sich der Mensch von seinem Schöpfer abgewandt hatte. Eine Folge seines Bruches mit Gott war der Zusammenbruch der Kommunikation mit seinen Mitmenschen. Der Friede mit Gott wurde wiederhergestellt, als sich Gott selbst in Christus dem Menschen mitteilte und den Grund legte zu brüderlicher Gemeinschaft und Verbundenheit unter den Menschen [7].
Die erste Aufgabe derer, die in den Medien Verantwortung tragen, besteht deshalb darin — und das liegt ganz auf der Linie der Prioritäten im Heiligen Jahr —, dabei mitzuwirken, dass die Verbundenheit der Menschen in ihrem Publikum mit dem Schöpfer dort wiederhergestellt werde, wo sie durch die Sünde zerbrochen ist. In ihren Beiträgen können sie auf mannigfache Art anregen zur Umkehr zu Gott, zur «metanoia», wie der Papst sagt, zu jenem radikalen Wandel der ganzen inneren Einstellung, in welchem der Mensch sich unmittelbar Gott selbst zuwendet.
Ohne Zweifel kann ein kluger Einsatz der sozialen Kommunikationsmittel dazu beitragen, in ganzen Gemeinschaften eine tiefe Bewegung zu wecken angesichts eines Ereignisses von ausserordentlicher Bedeutung, das nur ein Mal in einer Generation vorkommt und jedem tief zu denken geben kann. Das Heilige Jahr ist ein solches Ereignis. Sein Ziel ist, im ganzen Volk der Gläubigen eine umfassende Bewegung der Busse und Erneuerung zu wecken. Dabei soll den Gläubigen der Reichtum göttlicher Verzeihung und Gnade in der Kirche bewusst werden. Der Gedanke, dass die ganze kirchliche Gemeinschaft mit erneuertem Glauben und stärkerer innerer Entschiedenheit zum Guten in das Haus ihres Vaters zurückkehre, ist derart «heroisch», dass er die schöpferischen Fähigkeiten auch der grössten Kommunikatoren herausfordert. Und gerade diesen Gedanken gilt es in Druck, Ton und Bild im Heiligen Jahr zu vermitteln, und zwar so, dass möglichst viele Menschen von ihm innerlich erfasst und angespornt werden, sich in diese Bewegung der Rückkehr zu Gott einzureihen.

Verhältnis zum Nächsten

Doch wird man die Leser, Hörer und Zuschauer auch darauf hinweisen, dass die Versöhnung mit Gott und die Versöhnung der Menschen untereinander zusammengehören. Das erste und grösste Gebot fordert von uns, Gott über alles zu lieben. Aber das zweite, das diesem gleich ist, gebietet, unseren Nächsten wie uns selbst zu lieben.
«Wenn du deine Opfergabe zum Altar bringst und dir dabei einfällt, dass dein Bruder etwas gegen dich hat, so lass deine Gabe dort vor dem Altar liegen; geh und versöhne dich zuerst mit deinem Bruder, dann komm und opfere deine Gabe [8]». «Denn dies ist die Botschaft, die ihr von Anfang an gehört habt: Wir sollen einander lieben [9]».

Friedensstifter

Die Pflicht des Gottesvolkes, in Frieden mit den Brüdern zu leben, ist ganz klar. Doch ist seine Pflicht damit noch nicht erschöpft. Die starke Betonung der Versöhnung im Heiligen Jahr sollte alle Gläubigen daran erinnern, dass sie «Gesandte an Christi Statt» sind, damit beauftragt, allen Menschen «den Dienst der Versöhnung zu erweisen [10]».
«Gott ist es, der durch uns mahnt, und wir bitten an Christi Statt: Lasst euch mit Gott versöhnen [11]».

Wort und Zeugnis

Die Bulle zur Ankündigung des Heiligen Jahres weist nachdrücklich auf die Verpflichtung der Kirche hin, «durch das Wort und das Zeugnis ihres Lebens den Menschen die Heilsbotschaft zu verkünden». Der christliche Kommunikator, welcher der Welt zeigen möchte, wie radikal Zerwürfnisse unter Menschen dem christlichen Ideal widerstreiten, braucht nur auf die Bergpredigt zurückzugreifen [12].
Dort werden die Sanftmütigen, die Barmherzigen, die Geduldigen und die Friedensstifter seliggepriesen, während de Streitsüchtige, derjenige, der nicht vergibt, der Rachsüchtige und der Grausame scharf verurteilt werden. Wer seinem Bruder zürnt oder ihn verletzt, verfällt dem Gericht.
Kein besonderes Verdienst ist damit verbunden, wenn man die liebt, die uns lieben. Christus erwartet, dass wir auch unsere Feinde lieben, Böses mit Gutem vergelten und für jene beten, die uns übel mitspielen. Rache wird scharf verurteilt, ebenso Heuchelei, leere Phrasen und Unaufrichtigkeit, Zorn, Eitelkeit, Selbstgerechtigkeit, rasches Urteil über Beweggründe und Absichten anderer, kurz alles, was die Beziehungen der Menschen zueinander stört und Uneinigkeit oder Hassgefühle hervorruft.

Schwierigkeiten im eigenen Haus

Mehr als jeder andere wird der Kommunikator scharfe Augen haben für jedes Auseinanderklaffen von Wort und Zeugnis. Er wird sich gedrängt fühlen, seine Instrumente und alle seine fachlichen Fähigkeiten einzusetzen, um in den Reihen des Gottesvolkes, in der Kirche selbst, die innere Verbundenheit wieder-

[1] Pastoralinstruktion «Communio et progressio», Nr. 2.
[2] Ebd., Nr. 1 und 8.
[3] Ebd., Nr. 12.
[4] Ebd., Nr. 12.
[5] Pastorale Konstitution «Gaudium et spes», Nr. 42.
[6] Dogmatische Konstitution «Lumen gentium», Nr. 1.
[7] Dekret «Ad gentes», Nr. 3.
[8] Mt 5,23 f.
[9] 1 Joh 3,11.
[10] 2 Kor 5,18.20.
[11] 2 Kor 5,20.
[12] Mt Kapitel 5—7.

herzustellen. Bei dem dringend gebotenen Bemühen nach Erneuerung und Reform, das in den letzten 11 Jahren seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil unter grossen Anstrengungen Gestalt gewann, hat diese innere Verbundenheit Schaden gelitten, und die Erfordernisse der Liebe wurden oft genug missachtet oder übersehen.
Die Bulle zur Ankündigung des Heiligen Jahres spricht von der Notwendigkeit, die «rechte Ausgewogenheit zwischen den verschiedenen Forderungen herzustellen . . . , zwischen Überlieferung und Erneuerung, . . . zwischen freiem, spontanem Einsatz auf der einen Seite und der Treue zu der auf den Weisungen Christi beruhenden gesetzlichen Ordnung . . .»

Ökumenische Initiativen

Wie zu erwarten war, ermahnt die Bulle alle Christen, während des Heiligen Jahres in besonderer Weise um die Einheit unter den Christen bemüht zu sein. Sie bezeichnet das Heilige Jahr als eine «aussergewöhnlich geeignete Zeit zur Förderung der christlichen Einheit». In diesem Zusammenhang ist die soziale Kommunikation ein Bereich, in dem schon beträchtliche Fortschritte erzielt wurden. Es wäre ohne Zweifel förderlich, wenn im Anschluss an die «Leitlinien» der Päpstlichen Kommission für die Instrumente der sozialen Kommunikation aus dem Jahre 1971 weitere gemeinsam getragene ökumenische Initiativen in jener Form unternommen würden, wie sie sich bisher als fruchtbar erwiesen haben.

Hindernisse der Versöhnung

Beim Dienst an der Aufgabe der Kirche, während des Heiligen Jahres Frieden und Versöhnung unter den Menschen zu fördern, werden sich katholische Kommunikatoren gehalten wissen, solche Initiativen zu unterstützen, welche geeignet sind, die in der Welt bestehenden Hindernisse für eine Versöhnung gänzlich abzubauen oder wenigstens zu vermindern. Welches sind die Hindernisse? Ganz allgemein gesagt: alles, was die Rechte von Menschen, Gruppen und Völkern verletzt oder gar völlig missachtet. Die Römische Bischofssynode vom Jahre 1974 hat in ihrem Dokument über die Rechte des Menschen konkret eine Reihe menschlicher Rechte genannt, die heute in besonders grober Weise verletzt werden: das Recht auf Leben, das Recht auf Nahrung, soziale und wirtschaftliche Rechte, politische und kulturelle Rechte sowie das Recht auf Religionsfreiheit.
Die Bischofssynode forderte den Abbau schwerer Störungen des wirtschaftlichen Gleichgewichts, die endgültige Abschaffung von Tortur und Gewalttätigkeit, die Beendigung des «wahnsinnigen» Wettrüstens, eine grössere Gleichheit bei der Nutzung wirtschaftlicher Grundgüter, die konkrete Anerkennung des Rechtes der Menschen auf Information, auf die Freiheit der Rede und der Presse sowie der Freiheit zu abweichenden Meinungen. Ferner rief die Bischofssynode ganz allgemein dazu auf, jedes diskriminierende Verhalten anderen gegenüber aus rassischen oder anderen Gründen zu beenden. Brächte man diese Forderungen der Römischen Bischofssynode in geeigneter Form einem breiten Publikum nahe, so wäre das gewiss ein entscheidender Dienst an der Versöhnung unter den Menschen.

Schlussbetrachtung

Seit fast 700 Jahren verkündet die Kirche ein Mal in jeder Generation ein besonderes Jahr, ein Jahr des Verzeihens und der Neubesinnung, in welchem den Gläubigen bewusst werden soll, wie die Werte dieser Welt die christlichen Ideale immer wieder verdunkelt und ausgehöhlt haben. Es war jedesmal eine Zeit, von Gott Verzeihung zu erhalten für alles Versagen, das die Menschen unwürdig macht in der Nachfolge des Herrn, eine Zeit, wieder klarer zu sehen und neu zu beginnen.
Die modernen Mittel und Techniken der sozialen Kommunikation ermöglichen eine Verbreitung der Botschaft des Heiligen Jahres, wie sie niemals zuvor bei der Feier der Heiligen Jahre auch nur zu ahnen war; sie vermögen die Anliegen des Heiligen Jahres schnell bis in die entferntesten Gegenden der Erde wirksam werden zu lassen.

Von der Suche nach der Wahrheit zum ewigen Licht

Zum Tode des Schweizer Kardinals Charles Journet

Am 15. April 1975 sandte der Bischof von Lausanne, Genf und Freiburg, Dr. Pierre Mamie, folgendes Telegramm an den Hl. Vater:

«Heiliger Vater, Ihr sehr geliebter Sohn, den Sie zum Kardinal der Heiligen Römischen Kirche gemacht haben, der Priester Charles Journet, ist bei vollem Bewusstsein und in grosser Gelassenheit am heutigen Vormittag des 15. April 1975, um 11 Uhr eingeschlafen. Seine letzten Lebenstage haben ganz seinem Leben entsprochen, doch waren sie so ungewöhnlich stark der Liebe Jesu, des fleischgewordenen Wortes, der Liebe zur Kirche, der makellosen Braut Jesu, der Liebe zum Statthalter Jesu auf dieser Erde zugewandt. Wir bitten Sie um Ihren Segen für alle jene, die in der Hoffnung und Erwartung der Auferstehung, um ihn weinen.
Pierre Mamie, Bischof von Lausanne, Genf und Freiburg.»

Der Papst antwortete mit folgenden Worten:

«Mgr. Pierre Mamie, Bischof, Freiburg, zutiefst berührt beim Vernehmen der Kunde vom Hinschied von Kardinal Charles Journet, dessen theologisches Werk und dessen zutiefst priesterliche Gesinnung seinem Land, der Universität Freiburg und der Kirche zur Ehre gereichten, teilen Wir den Schmerz, von dem Sie wie das Priesterseminar betroffen werden und bitten Sie, den Angehörigen und den Freunden des verehrten Toten mit der Versicherung Unseres väterlichen Beileids und Unserer Gebete Unsern apostolischen Segen zu übermitteln.
Papst Paul VI.»

Das Telegramm Papst Paul's VI. an den Präsidenten der Schweizer Bischofskonferenz zeugt weiter von der hohen Achtung des Oberhirten der Kirche für Kardinal Journet:

«Mgr. Adam, Präsident der Schweizer Bischofskonferenz, Postfach 40, Freiburg,
mit tiefem Schmerz erfahren Wir die Kunde vom Ableben des lieben Kardinals Journet und bitten Gott, er möge diesem Kirchenmann die ewige Ruhe schenken, denn der Verstorbene hat so nachhaltig zum Fortschritt des Glaubens durch die Tiefgründigkeit und Sicherheit seiner in seinen Werken und in seinem Unterricht zum Ausdruck gekommenen Gedanken und durch sein beispielhaftes Leben beigetragen. Seinen Brüdern im Episkopat sowie allen Gemeinschaften der Kirche in der Schweiz spenden Wir von ganzem Herzen Unseren apostolischen Segen.
Papst Paul VI.»

Das Testament

Ein Blick auf *das eigene Testament* des Kardinals genügt, um die erwähnte Geistesgrösse des Verstorbenen in einer Kurzformel selber zu erfahren:

«Das ist mein Testament:

Er ist mit seiner Liebe in mich eingedrungen

— und mit seiner Liebe für die Kirche.

Durch sie hat er mir alles gegeben.

— Er hat es nicht zugelassen, dass ich je einmal den Glauben verloren hätte, den ich vor 84 Jahren bei meiner Taufe in der Kirche Sacré-Cœur in Genf erhielt.

— Er hat mich erwartet, um mich im Blut seiner Eucharistie rein zu waschen.

Er ist uns zuvorgekommen
mit der ausserordentlichsten
und der erschütterndsten Freundschaft.

Im Namen Jesu Christi
und Mariens, der Liebreichen.»

Den letzten Vers schrieb der Kardinal nicht mehr französisch, sondern in italienischer Sprache. Ist es ein Zitat? Tat er es als Zeichen der Treue zum Nachfolger des Apostels Petrus? Wer weiss es? Es entsprach dem ausdrücklichen Wunsche des Verstorbenen und dem inneren Drang nach einem beschaulichen Leben, der hienieden in seinem Herzen brannte, dass er nach einer Eucharistiefeier in der Kathedrale schlussendlich in der Kartause La Valsainte bestattet wurde. *Die Beerdigungsfeierlichkeiten* wurden zu einem sichtbaren Ausdruck der Dankbarkeit seitens seiner Schüler, zu einem Zeugnis der Hochachtung von Kirche, Staatsbehörde und Volk. Insbesondere kamen auch die Armen, die den tiefen, einfachen und pflichtgetreuen Mann stets liebten. Mit den Schweizer Bischöfen, dem Herrn Bischof von Annecy und mehreren Äbten konzelebrierten in Gegenwart des päpstlichen Vertreters, Msgr. Ambrogio Marchioni, mehr als hundert Priester das hl. Messopfer. Darum drängt es sich auf, dass wir uns fragen, wie es denn dazu kam, dass ein Priester, der am liebsten die Verborgenheit der Hauskapelle und seines Studienzimmers im Seminar suchte, so viel Dankbarkeit und echt christliche Verehrung in den Herzen wachrief. Nur mit spürbarer Befangenheit geht der Schreibende als ehemaliger Schüler Journets daran, das Leben des Kardinals zu skizzieren. Vor grossen Menschen kann man nur stammeln.

Der Mensch

Charles Journet, aus Meyrin (GE), ist am 26. Januar 1891 in Genf geboren. Seine Eltern führten ein Molkereigeschäft. Er hat mir einmal erzählt, wie er als Kind regelmässig seinem Vater bei der Alltagsarbeit half. Das Helfen des Kindes kam mir wie eine symbolische Geste vor. Es erinnert gleichsam in die Zukunft weisend an das Wort des hl. Paulus: «Milch habe ich euch zu trinken gegeben.» (1 Kor 3,2) Wahrscheinlich hat auch die Herkunft die ersten Studien des jungen Charles Journet bestimmt. Er begann mit Handelsfächern. Schon sein Vater war ja ein Mann, der nicht unüberlegt ans Werk ging. Mit andern Genfer Geschäftsleuten arbeitete der Vater an der Gründung einer Genossenschaft. Das war fortschrittlich. Aber gerade in diesen Bedingungen hat Journet gewiss früh in die harten Wirklichkeiten des Lebens und in ihre Problematik hineingesehen.

Einmal haben wir auch in der Rückblende etwas von seiner Beziehung zu den eigenen Eltern mitbekommen. Als ein Student so trocken und rationalistisch über Gott sprach, dass es pietätlos wurde, fiel Abbé Journet ins Gespräch und sagte: «An vieles kommt man mit dem Herzen heran. Wenn Ihnen Ihre Eltern kein Herz gegeben und geformt haben, werde ich Ihnen in dieser Sache kaum helfen können.» (Das vor etwa 30 Jahren gesprochene Wort ist hier sinngemäss zitiert.) Vielleicht spielten später Herz und Geist gerade wegen der häuslichen Atmosphäre, wegen der «Kinderstube», bei Kardinal Journet so gut zusammen. Noch manches aus dem späteren Leben des «Abbé Journet» erlaubt Rückschlüsse auf seine Jugendjahre. Früh hat er gewiss das Staunen gelernt. Seine intuitive Begabung wurde ihm zur natürlichen Grundlage für jenes ästhetische Gespür, das die sprachliche Form seiner Bücher und Schriften derjenigen eines Dichters ähnlich macht. Kein Wunder, dass später Dichter (so Paul Claudel) und berühmte Maler zu seinem Freundeskreis gehörten und sich von Journet «inspirieren», ja sogar kontrollieren liessen. Wird das Staunen vor dem Schönen, Wahren und Guten vom Glauben erfasst, spriessen Blüten und reifen Früchte mystischen Lebens.

Einen weitern Rückschluss auf seine Jugendzeit erlaubt Journets erstaunliche Belesenheit. Von Jugend an hatten die Werke der grossen Vertreter der Geistesgeschichte in seinem aussergewöhnlichen und eingehend geschulten Gedächtnis Platz genommen. Viele Jahre später zitierte sie Journet auswendig, Werke aus der Literatur mehrerer Sprachräume, profane Schriftsteller wie Meister des christlichen Denkens. Oft mahnte Journet seine Studenten, die Werke grosser Meister früh zu lesen und das Gelesene im stillen auswendig zu wiederholen. Das alles lässt auf den Eifer des trotzdem nicht verknöcherten, sondern sogar bekanntermeise sportlichen Studenten Charles Journet schliessen. So wurde er fähig, seinen Schülern Methoden des Studiums beizubringen. Gleichzeitig brachte aber sein eigener Fleiss den Lehrer zu jener Strenge, die von den Schülern stets lückenlose Pflichterfüllung forderte.

Gott sei Dank! Charles Journet blieb nicht bei den Handelsfächern. Der Herr hat ihn erfasst und zum priesterlichen Dienst berufen. Wann, wo, wie? Das bleibt Geheimnis. Doch absolvierte Journet nun sein Gymnasium im Kollegium St. Michael in Freiburg. Damals sei die Geistesschärfe des begabten Jungmannes bereits aufgefallen. Voll Bewunderung für die tiefen Erkenntnisse des «Doctor Angelicus» und die gelungene Synthese zwischen der Theologie und dem Wissen der mittelalterlichen Gelehrten wurde der junge Student schon vor seinem Eintritt in das Priesterseminar zu einem Freund der Summa Theologica des heiligen Thomas von Aquin. Sein logisches Denken erlaubte ihm, schon früh in das herrliche Gebäude einzutreten und darin zu unterscheiden, was nur zeitbedingt und was bleibenden Wertes ist.

Die Studien im Priesterseminar in Freiburg folgten und dauerten damals vier Jahre. Am 15. Juli 1917 weihte Bischof Placidus Colliard in der Seminarkapelle von Freiburg Charles Journet zum Priester. Unter seinen Weihekameraden befand sich auch der spätere Bischof von Lausanne, Genf und Freiburg, François Charrière. (Viel später, am 20. Februar 1965, wird ihn Msgr. Dr. François Charrière in der Kathedrale von Freiburg zum Bischof weihen. Hätte einer von beiden damals so etwas gedacht?)

Der Priester

Nach der Priesterweihe begannen für den jungen Priester sieben Jahre praktischer Seelsorge. Er wirkte als Vikar in Carouge (1917—1920), in St. Peter in Freiburg (1920—1921) und im Sacré-Cœur in Genf (1921—1924). Gerne zitierte der

Ein Wort des Dankes

Überallher haben wir nach dem Tode von Kardinal Charles Journet Briefe und Beileidsbezeugungen erhalten. Sie waren ein Ausdruck aufrichtiger Teilnahme an unserem Leid, unserer Trauer, unserer Hoffnung und am Vertrauen, die wir vor den «sterblichen Überresten» des Kardinals empfanden.

Wir hoffen, im Laufe der kommenden Wochen wenigstens kurz jedem Einzelnen antworten zu können, wie es auch unser verstorbener Freund zu tun pflegte. Doch jetzt schon danken wir allen. Ich danke vor allem dem Priesterseminar (den Priestern, Seminaristen, den Schwestern und Laien). Das Seminar war das «Haus» des Herrn Abbé Journet. Ich wiederhole meinen Dank an die Ärzte und an das Personal des Kantonsspitals von Freiburg. Der Kardinal verbrachte dort die letzten Tage seines irdischen Lebens umhegt mit ausserordentlicher Aufmerksamkeit und Güte.

Wir dürfen jetzt schon Gott für alles danken, was wir von diesem Priester, Bischof und Kardinal, empfangen haben. Während seiner Pilgerschaft auf dieser Erde war er «ein brennendes Feuer der Liebe».

Pierre Mamie
Bischof von Lausanne,
Genf und Freiburg

spätere Professor Erinnerungen und Anekdoten aus jener Zeit. Deshalb hat schon mancher seiner Schüler gesagt: «Bei Abbé Journet habe ich nicht nur Dogmatik, sondern beiläufig viel für die Pastoral gelernt.» Die Verkündigung des Evangeliums, der er ein Buch gewidmet hat, sollte bis zum Schluss seines Lebens sein Herzensanliegen bleiben.

Während der Vikariatszeit vernachlässigte Abbé Journet sein Studium nie. Mit seiner aussergewöhnlichen Schaffenskraft las und dachte und forschte er weiter. Seine theologischen Kenntnisse stiegen schnell weit über den Durchschnitt. Ein Beispiel, das wohl nicht jeder Priester von sich erzählen könnte: Als einmal von Dogmenentwicklung die Rede war, sagte Abbé Journet strahlend: «Darüber habe ich in meinem Vikarszimmer gelesen. Es war wunderbar wie alles klarer wurde!» (Sinngemäss zitiert.)

Bald erschienen auch seine ersten Bücher: «L'Esprit du christianisme en Suisse» (1925) und «L'Union des Eglises» (1927). Nach und nach wuchs Journet ohne normales Universitätsstudium durch sein hartes Ringen um die Erkenntnis der Wahrheit zum hervorragenden Theologen heran. Noch niemand wusste allerdings, dass seine Werke ein Konzil (das Zweite Vatikanische Konzil) und vor vor allem dessen Konstitution über die Kirche und die Erklärung über die Religionsfreiheit bedeutend beeinflussen sollten.

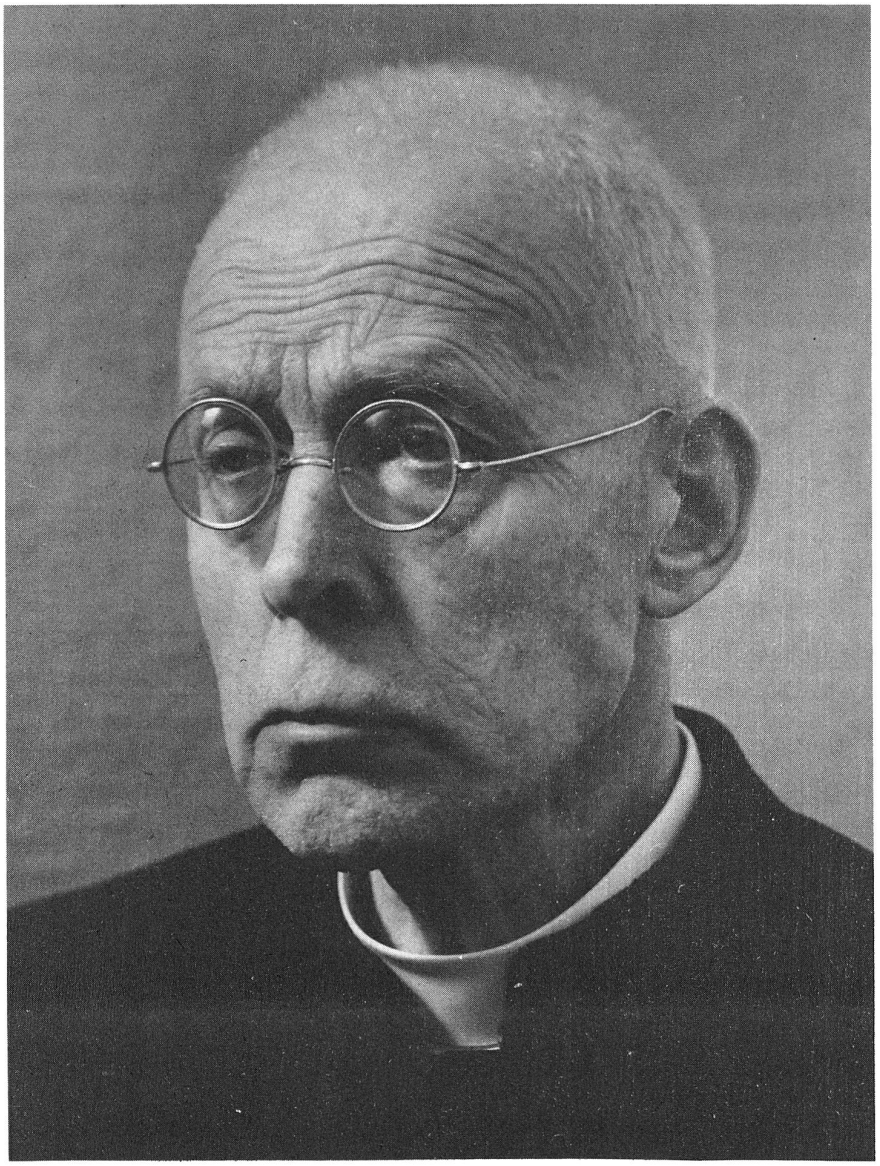

Foto B. Rast, Freiburg

Der Professor

Msgr. Marius Besson erkannte den hohen Stand der theologischen Ausbildung, die sich Abbé Journet schon erworben hatte. Am 2. Oktober 1924 ernannte er Charles Journet zum Professor für Fundamentaltheologie und Dogmatik im Priesterseminar. Ein halbes Jahrhundert lang hat dann Professor Journet Priester herangebildet. Wer behaupten wollte, es sei ihm dabei hauptsächlich darum gegangen, die Summa des hl. Thomas zu kommentieren und diese in neuerer Sprache wiederzugeben, geht fehl. Von Gott und seiner Heilstat in Jesus Christus, der in der Kirche weiterlebt, wirklich bezaubert, von der Liebe zur Wahrheit durchglüht, voll Hoffnung auf die heilende und erhebende Kraft der Gnade und des christlichen Zeugnisses brachte Herr Journet eine unerschöpfliche Menge von Kenntnissen zusammen, indem er jeder Quelle der Theologie den richtigen Platz zuwies. So vermied er verhängnisvolles Nivellieren. Die Summa Theologica war nie die Hauptquelle dieses Lehrers, wohl aber das Gerüst des Lehrganges und ihm selbst eine Fundgrube tiefgründiger Wahrheit. Doch begnügte sich Abbé Journet nicht damit, Wahrheiten zu vermitteln, zu erklären und einzuordnen. Der Schüler merkte, dass dieser Professor aus fester Glaubensüberzeugung sprach und ständig danach suchte, das zu leben, was sein Mund bezeugte. Für Modisches war er nicht zu haben. Er ist Seelsorger geblieben. (Jeden Sonn- und Feiertag kehrte er in die Pfarrei Sacré-Cœur nach Genf zurück. Dazu predigte er unzählige Exerzitien.) Gerade dieser Sorge für das Heil der Seelen veranlasste ihn, Theologen anzuprangern, wenn ihre zu wenig bedachten Lehren den Glauben oder die Lebenshaltung der Menschen gefährden konnten. Journet stellte sich immer wieder die Frage nach der Wirkung. Von ihm stammt das Wort: «Die Christen erwarten von uns solide Nahrung und statt dessen gibt man ihnen Steine.»

Herr Professor Journet hatte gewiss auch seine Schwächen. Doch sollte nicht als Fehler gelten, was nichts Falsches ist. Hie und da meinten Schüler oder auch Theologen, Abbé Journet stütze sich zu stark auf eigene Intuitionen. So entstand eine gewisse Kritik an seiner Methode. Doch sieht man heute im Rückblick, dass für ihn diese Intuitionen gerade dadurch möglich wurden, dass er einerseits eine Riesenmenge bekannten theologischen Materials mit Scharfblick durchschaute und in gegenseitige Verbindung brachte, anderseits aber gläubig und betend an die Probleme heranging. Er unterliess es auch nicht, intuitiv Erkanntes streng wissenschaftlicher Kontrolle zu unterziehen. Gerade dann, wenn Abbé Journet in einer Vorlesung eine grosse Intuition aussprach und erklärte und dann deren Untermauerung darlegte, wurden seine Schüler so aufmerksam, dass man jede Mücke in ihrem Fluge gehört hätte. Alle waren buchstäblich vom Gedankengang des Professors gefesselt.

Das weitreichende Wissen wurde auch zu einer nie versiegenden Quelle seiner *Artikel und Bücher*. Mit seinem Freund,

dem späteren Bischof Dr. François Charrière, gründete er die theologische Zeitschrift «Nova et Vetera». Bis zu seinem Tode hat er sie redigiert und mit einer grossen Zahl beachtenswerter Artikel aus seiner Hand ausgestattet. Selbstverständlich kamen in dieser Zeitschrift viele andere Denker zum Wort, vor allem sein Freund, der Philosoph Jacques Maritain. Seine Bücher erschienen in rascher Reihenfolge. Man müsste ein langes Register schreiben, wollte man alle anführen. Wie sehr wurde aber in einer Welt, die vom Krieg zerschlagen und zerschunden war, sein Buch «Le Mal» begrüsst. Es hat gewiss manchen Zweifel verscheucht. Sein Buch über die heilige Messe lässt erkennen, dass die Eucharistie die Herzmitte seines Lebens war. Hat jemand viel besser über Nikolaus von Flüe geschrieben? Wer den Geist des grossen Schweizers vom Ranft kennen lernen möchte, greift gerne zu Journets Werk. Eine Karmeliterin hat sein Buch «Entretiens sur la grâce» ins Deutsche übertragen unter unter dem Titel «Vom Geheimnis der Gnade» dem deutschen Sprachraum zugänglich gemacht. An seine Studenten und vor allem an die Anfänger dachte er gewiss, als er seine «Introduction dans la Théologie» verfasste. Seine Übersetzung der Meditationen des Savonarola gehört zur schönsten geistlichen Literatur. Sein Hauptwerk bleibt aber «L'Eglise du Verbe Incarné». Vier Bände waren vorgesehen. Drei davon sind erschienen: dicke Bände, die gerade in der Konzilszeit immer wieder zu Rate gezogen wurden. Der vierte Band sollte der glorreichen Kirche in ihrer Verklärung und Herrlichkeit gewidmet sein. Den Plan, dieses Buch zu schreiben, hat Abbé Journet seinen Studenten schon vor vielen Jahren verraten. Gerade wenn er von Thomas sprach, wies er darauf hin, dass aus der Summa wohl Grundsätze über dieses Thema zu behalten wären, dass aber eine Säuberung von jenen Elementen nötig wäre, die einer veralteten Naturwissenschaft entspringen. Was der Kardinal nicht mehr herausgeben konnte, die Lehre über das Leben der glorreichen Kirche, wurde ihm selbst wohl jetzt insofern entbehrlich, als er nun selbst erlebt, was er nicht mehr verkünden konnte.

Charles Journet wäre am liebsten unbemerkt geblieben. Das war aber bei so reger theologischer Tätigkeit nicht möglich. Die Welt wurde auf ihn aufmerksam. Papst Pius XII. machte ihn 1947 zu seinem Hausprälaten. Die französische Regierung anerkannte seinen Mut im geistigen Widerstand gegen totalitäre Regierungssysteme und ernannte ihn zum «Chevalier de la Légion d'Honneur». Später folgten Ehrendoktorate der Universität Freiburg (1961) und der St. Thomas-Universität in Rom.

Der Erzbischof und Kardinal

Als Fachtheologe hatte Abbé Journet schon an den Vorbereitungsarbeiten für das Konzil teilgenommen. Doch war er damals nicht Bischof.

Der 25. Januar 1965 wurde für Abbé Journet zuerst zu einem niederschmetternden Tag. Er erhielt von Papst Paul VI. das, was er seine «Dornenkrone» nannte, die Ernennung zum Kardinal. Abbé Journet hätte sich am liebsten gegen diese Würde gesträubt. Er bat den Papst, in Freiburg bleiben zu dürfen und seine Kardinalsinsignien nur ausnahmsweise (bei wichtigen liturgischen Funktionen, im Konzil und bei seltenen Anlässen) tragen zu müssen. Der Papst erfüllte ihm diese Wünsche.

Was aber Charles Journet nicht zurückwies, war die Bürde. Jetzt Erzbischof von Furnos Minor, ergriff er am Konzil mehrere Male zu bedeutenden Voten das Wort, zum Beispiel zur Unauflösbarkeit der Ehe und zur Religionsfreiheit. Der Papst selbst holte bei ihm Rat in schwierigen Anliegen, erwählte ihn einmal zum Exerzitienmeister des Vatikans, berief ihn zum Mitarbeiter verschiedener römischer Kongregationen. Demütig, unauffällig, meist in seinem Kämmerlein, wenn nicht am Altar oder vor dem Alleiheiligsten diente der Kardinal der Kirche Christi auf höchster Ebene.

Nach kurzer Krankheit wurde dieser Dienst am 15. April 1975 jäh abgebrochen. Wir dürfen annehmen, dass der fromme Kardinal, der am 18. April 1975 bestattet wurde, nun in noch grösserer Bezauberung Gottes Grösse schaut als hienieden. Wir fanden ihn im Seminar hie und da in der Kapelle, in seine Pelerine eingemummt, die Umwelt vergessend, in Gott verloren. Er sprach hörbar und betrachtete das «Adoro Te». Nun ist der Schleier weggefallen vor der «Latens Deitas». Ganz anders wird Kardinal Journet wohl fortsetzen, was er hier begonnen.

In einer Plauderei sagte Herr Professor Journet: «Wenn ihr einmal im Himmel seid, dann habt ihr alles Schönste, was es gibt auf dieser Welt.» Naiv wurde er gefragt: «Und die herrlichen Konzerte von Beethoven und Mozart?» Worauf Abbé Journet antwortete: «Alle Oboenkonzerte, aber ohne die Oboen!»

Anton Troxler

Ende des «Teufelsglaubens»?

Die Auseinandersetzung mit Prof. Haags grossem Werk [1] erfolgt in diesen Spalten reichlich spät. Doch sie fällt zusammen mit zwei weiteren Veröffentlichungen zum Thema, die daher mit berücksichtigt werden können. Die Zeitschrift *Concilium* hat ihr Märzheft diesem Gegenstand gewidmet. Ebenso beschäftigt sich damit das erste Heft von *Bibel und Kirche* [2]. In beiden Zeitschriften ist auch *M. Limbeck* mit einem wichtigen Beitrag vertreten, dessen Darstellung des neutestamentlichen Zeugnisses im Rahmen des Werkes von Prof. Haag den «eigentlichen Angelpunkt» bildet [3]. In geraffter Form werden die Thesen des Buches so einem breiteren Publikum zugänglich gemacht.

Vorbemerkungen

Mit der vorliegenden Auseinandersetzung wird einfach einem Wunsch und einer Anfrage der SKZ entsprochen, das Werk vorzustellen und dazu Stellung zu nehmen, da ja dies von den Lesern wohl erwartet werde. Ferner ist es gewiss der Sinn des Werkes selbst und die Absicht seiner Verfasser, dass man sich sachlich und fachlich mit dessen Thesen auseinandersetzt. Wenn auch manche Sätze recht apodiktisch klingen, werden die Autoren diese doch wohl kaum als das letzte Wort zur Sache ansehen, darnach es nichts mehr zu sagen oder gar zu fragen gäbe. Als solche Rückfrage sollen

[1] Teufelsglaube, Tübingen 1974.

[2] *Concilium* 11 (1975) 149—219, Satan — «Die Dämonen sind Nichtse» —. Die Nummer enthält folgende Beiträge: *E. Hulotte,* Die Dualität Dinge / Wörter; *D. C. Mulder,* Die Dämonen in den nichtbiblischen Religionen; *M. Limbeck,* Die Wurzeln der biblischen Auffassung vom Teufel und den Dämonen; *K. Kertelge,* Jesus, seine Wundertaten und der Satan; *Cl. Gérest,* Der Teufel in der theologischen Landschaft der Hexenjäger des 15. Jahrhunderts. Eine Studie über den ‚Hexenhammer'; *Ch. Meyer,* Die lehramtlichen Verlautbarungen über Engel und Teufel; *Joh. Mischo,* Interdisziplinäre diagnostische und psychohygienische Perspektiven bei Fällen von ‚dämonischer Besessenheit'; *W. Oelmüller,* Zur Bedeutung gegenwärtiger Erfahrungen des Leidens und des Bösen; *J.-P. Jossua,* ‚Und die alte Schlange wurde gestürzt' (Apk 12,9); *Br. Borchert,* Satans zweite Ankunft.
Bibel und Kirche (1975) 36 S., Teufel und Dämonen.
Das Heft bietet folgende Artikel zum Thema: *F.-J. Stendebach,* Das Böse und der Satan, S. 2—7; *M. Limbeck,* Jesus und die Dämonen, S. 7—11; *J. Heer,* Der schlaueste Psychologe, S. 11—14; *El. Beck,* Jesus und die Dämonen, S. 14—16; *H. Häring,* Satan, das Böse und die Theologen. Bericht über neuere Literatur. Teil I: Satan, S. 27—31.

[3] *H. Häring,* a. a. O. S. 30.

denn auch folgende Ausführungen verstanden werden.

Dem Rezensenten geht es auch nicht darum, so etwas wie ein *«advocatus pro diabolo»* zu werden. Ebensowenig wie das Alte und auch das Neue Testament haben wir als Christen ein besonderes Interesse an der Satansgestalt und uns auf sie zu konzentrieren. Es ist ein Jammer, dass wir dasselbe Wort *Glaube* für unsere personale und totale Überantwortung an Gott in Jesus Christus (vgl. Offenbarungskonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils I,5) *und* für die Annahme der Existenz personaler, übermenschlicher böser Mächte verwenden. Damit verewigt sich das überholte, unbiblische, rein intellektualistische Verständnis des Glaubens (fest für-wahrhalten . . .), das gewiss eine, aber eben *nur* eine Teilkomponente des Glaubens ist.

Das Eigentliche und Zentrale der Botschaft des Neuen Testamentes, Jesu selbst und seiner Zeugen, ist der Sieg Gottes über alle Mächte des Unheils in Christus Jesus für uns. Es ist nicht die Existenz eines «Teufels und seiner Engel» (Mt 25,41). Die Welt der Menschen, an die sie erging, war voll von dämonischen Mächten, denen man sich ausgeliefert wusste und vor denen man sich zu schützen suchte. Ihnen verkündete es deren Entmachtung und proklamierte es Erlösung und Befreiung durch Jesus Christus. Anbruch der Gottesherrschaft bedeutet deren «Sturz» (Lk 10,18), «Hinauswurf des Fürsten dieser Welt» (Joh 12,31). Das Evangelium, das zu verkünden ist, lautet: «Der Vater ist grösser als alle, und niemand kann uns seiner Hand entreissen» (vgl. Joh. 10,29). Die Grundüberzeugung, die wir zu vermitteln haben, ist die des Völkerapostels: «Ich bin überzeugt, dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Herrschaften, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges noch Mächte, weder Höhe noch Tiefe noch irgend ein anderes Geschöpf uns zu scheiden vermag von der Liebe Gottes (zu uns) in Christus Jesus unserem Herrn» (Röm 8,38). Dieser frohen Kunde gegenüber ist die Frage, was denn diese Mächte eigentlich seien — man beachte die Aufzählung —, sicher zweitrangig. *Die Frage kann eigentlich nur sein:* Lässt sich jene Grundbotschaft in ihrem positiven Sinn halten, wenn ihre negative Seite sich als Phantom erwiese? Lässt sich die positive Seite des biblischen, besonders neutestamentlichen Zeugnisses festhalten, bleibt sie glaubwürdig, wenn seine negative Seite nicht ernst genommen werden kann? Nachricht vom Sieg über eine feindliche Macht, die es nicht gibt!?

Das Werk

Es ist ein respektables Opus. Alles in allem ist es ein Buch von 544 Seiten. Der Verfasser bezeichnet es denn auch als «die umfassendste Arbeit über das Thema Teufelsglaube, die in der Geschichte der Kirche geschrieben wurde» (S. 27) [4]. Er hat es sich nicht leicht gemacht. Die Bemerkung «vielmehr bedarf es oft jahrzehntelangen Forschens, um zu einem einigermassen gesicherten Ergebnis zu gelangen» (S. 25), bezieht sich gewiss gerade auch auf die behandelte Frage. Er hat es sich auch insofern alles andere als leicht gemacht, als er ein ganzes Forscherteam für das vielschichtige Problem engagiert hat. Das Werk stellt den Ertrag und die Ergebnisse dieser Forschungsarbeit dar. *Prof Haag* selber hat — abgesehen von einem kürzeren Abschnitt [5] — entsprechend seiner Fachkompetenz das Zeugnis des Alten Testamentes und seiner Umwelt dargestellt (S. 141—269). Zudem hat er auch die traditionelle Lehre vom Teufel in der katholischen Dogmatik von 1870 bis 1970 und im kirchlichen Lehramt skizziert (S. 31—51, 129—140). Insbesondere hat er in der Einführung zum Thema (S. 11—28) das Grundgerüst der Argumentation entworfen und den Ertrag des ganzen Werkes in einem Schlusswort zusammengefasst (S. 503—505).

Fast ebenso umfangreich sind die Beiträge von *Katharina Elliger*. Sie hat die Lehre vom Teufel in der evangelischen Dogmatik von Luther bis Bultmann und Barth verfolgt (S. 51—73), hat die katholische und evangelische Katechese daraufhin untersucht (S. 74—100), sowie Liedgut, Gebetsschatz und Liturgien (Benediktionen, Taufliturgie) (S. 101—128). Sie hat ferner fast den ganzen umfangreichen vierten Teil über die «Auswirkungen des Teufelsglaubens» erarbeitet (S. 389—501) mit den Hauptthemen Besessenheit, Hexen, Satanismus [6].

Der sachlich sicher wichtigste und entscheidende Teil «Satan und das Böse im Neuen Testament» stammt, wie erwähnt, von *Meinrad Limbeck* (S. 271—388). In

[4] Das wird von *H. Häring* bestätigt: «Es bildet, wie Haag mit Recht behauptet...», a. a. O. S. 29.

[5] «Dämonenabwehr in der Umwelt Israels», S. 151—162, schrieb *B. Lang*.

[6] Ausser dem Kapitel «Der Teufel und die Juden», S. 477—488, das ebenfalls *B. Lang* verfasste.

«Das Ende der katholischen Presse»

«Das Ende der katholischen Presse»: so herausfordernd lautet der Titel der Geschichte der katholischen Presse in(der Bundesrepublik) Deutschland, die *Hans Wagner,* Professor am Institut für Zeitungswissenschaft der Ludwig-Maximilian-Universität München, geschrieben hat [1]. «Geschichte» ist allerdings zu viel gesagt, denn der grösste Teil der katholischen Pressegeschichte ist noch wenig erforscht, so dass sich Hans Wagner darauf beschränkte, «einige wichtige und wesentliche Perspektiven aus der Kommunikations- und Pressegeschichte hervorzuheben, um damit ein vertieftes Verständnis der heutigen Problematik zu gewinnen» (I,15).

Eine «progressive» kirchliche Theorie

Verständnis gewinnen will er im besonderen für eine katholische Publizistik, die nicht medien-, sondern kommunikationsorientiert ist. Dabei setzt er sich mit katholischen Publizisten und Verlegern so auseinander, dass seine Veröffentlichung weithin den Charakter einer Streitschrift hat, die nicht unwidersprochen hingenommen werden wird.

Schon seinen früher vorgetragenen Thesen zur neueren Kommunikationsgeschichte [2] wurde widersprochen. In diesen Thesen erklärt er die kirchliche Ablehnung der Presse im 19. Jahrhundert nicht mit der gängigen Formel vom Kampf der Kirche gegen die Pressefreiheit, sondern versucht mit guten Gründen nachzuweisen:

dass die Emanzipation des Individuums in der Neuzeit den Abfall von der ursprünglichen, universalen Öffentlichkeitsidee der Kirche bedeutet;

dass die Kirche, gerade weil sie an dieser Öffentlichkeitsidee festhielt und obwohl sie jene ursprüngliche Öffentlichkeit restaurativ wieder herzustellen suchte, die einzige Institution der Neuzeit war und ist, die konsequent das Prinzip der Sozialbindung der Meinungs- und Pressefreiheit wahrte;

dass die katholische Presse dagegen sich an das liberalistische Freiheitsprinzip schon im 19. Jahrhundert anpasste und so schliesslich die ursprüngliche Öffentlichkeitsidee der Kirche zuerst im Raum der Gesellschaft, sodann auch innerhalb der Kirche korrumpierte;

dass die Kirche heute, im Pastoralschreiben «Communio et progressio» programmatisch, das Prinzip der universalen Öffentlichkeit nicht mehr «restaurativ», sondern «progressiv» vertritt;

dass zudem ein gewichtiger Teil der Anstösse zur Reform auch des Handelns nicht aus den Reihen der katholischen Verleger oder Publizisten, sondern von den Trägern des kirchlichen Leitungsamtes oder von Priestern kommt, die sich für die kirchliche Presse engagieren. «Der Aufbruch aus den Schützengräben der Defensive, aus der Enge des katholischen Pressegettos wurde nicht etwa geduldet oder abwartend skeptisch beobachtet, sondern vorangetrieben,

[1] *Hans Wagner,* Das Ende der katholischen Presse. Band I: Ein notwendiges Übel (Reihe CIW XIV., 5 a) 118 S. Band II: Restauration des Gettos (Reihe CIW XIV., 5 b/c) 171 S. Band III: Das Ende wird ‚publik' (Reihe CIW XIV., 5 d) 102 S. Christiana Verlag, Stein am Rhein 1974 [Lizenzausgabe des Verlags Paul Pattloch, Aschaffenburg].

[2] Im Kommentar zur Pastoralinstruktion «Communio et progressio» der Ausgabe: Nachkonziliare Dokumentation, Band 11, Trier 1971, vor allem S. 86—98. Nun ausführlicher im Band I: Ein notwendiges Übel.

Bibel und Kirche greift er das Thema «Jesus und die Dämonen» heraus (S. 7—11), während *F. J. Stendebach* «das Böse und der Satan» nicht nur im Alten, sondern auch im Neuen Testament behandelt, freilich gestützt auf *Limbecks* Darstellung (S. 2—7 bzw. 5—7). Sein Beitrag zum *Concilium*-Heft sucht «Die Wurzeln der biblischen Auffassung vom Teufel und den Dämonen» aufzudecken und stellt der neutestamentlichen Satanologie die alt- und zwischentestamentliche voran (S. 26—40).

Die These

Prof. *Haag* wehrt die Annahme als Missverständnis seines Anliegens ab, es gehe darum, zu «beweisen», dass es keinen Teufel gibt (vgl. S. 24). Es handle sich um eine Frage des Glaubens, der Offenbarung. Daher wird präzisiert: «Die Frage nach der Existenz des Teufels kann nur so lauten: Sind die biblischen Aussagen über Satan, Teufel, Dämonen und böse Geister verbindliche Glaubensaussagen, sodass sie uns zum Glauben an böse ausserweltliche und personale Mächte verpflichten?» (S. 24). *Die These:* «Auf diese Frage antworten die Autoren dieses Buches mit einem deutlichen Nein» (ebd.). Da nun, wenn überhaupt etwas, allein Glaubenszeugnis und -verkündigung uns zur Annahme solcher Mächte veranlassen und drängen, an ihr festzuhalten, läuft die These des Buches auf die Preisgabe dieser Annahme hinaus: Es gibt sie nicht [7].

Das Unternehmen ist, wie betont wird, ein theologisches (S. 23). Es wird also auf dem Boden der Theologie und nach ihren Kriterien durchgeführt und ist darnach zu beurteilen. Man beruft sich auch ausdrücklich auf die kirchlichen Auslegungsprinzipien (Bibelenzyklika *Divino afflante Spiritu* Pius' XII. von 1943; Offenbarungskonstitution *Dei Verbum* des Zweiten Vatikanischen Konzils und dessen Pastoralkonstitution [vgl. S. 20.24 f.]). Gerade als theologisches Unternehmen erscheint es aber besonders schwierig. Es können zwar gewisse Veränderungen in Theologie, Liturgie und auch Lehramt festgestellt werden: Grössere Zurückhaltung, stärkeres Problembewusstsein, Säuberung der Taufliturgie von Exorzismen. Doch muss für die katholische Dogmatik festgestellt werden, dass — abgesehen von wenigen Ausnahmen — in dieser Sache «Einmütigkeit» herrsche (S. 51). Ebensowenig kommt man darum herum zu konstatieren: Es ist «unbestreitbar, dass Existenz und Wirken des Satans und der Dämonen während der ganzen Geschichte der katholischen Kirche Gegenstand ihrer Glaubensverkündigung waren und dass die anderen christlichen Kirchen sich mit diesem Glauben weitgehend einig wussten» (S. 138).

Gewiss, man muss zustimmen: «Der Glaube an die Existenz von Teufeln und Dämonen ist nie explizit Gegenstand einer verbindlichen Äusserung des ausserordentlichen Lehramtes gewesen» (S. 134). Es gibt tatsächlich *keine sichere* dogmatische Definition dafür. Wenn aber keine sichere, dann *sicher keine* (vgl. CIC can. 1323, § 3). Die einzige in Frage kommende ist diejenige des 4. Laterankonzils von 1215 (Denzinger 800 bzw. 428). Ihr formelles Aussageziel ist jedoch die Einheit des Ursprungs alles Geschaffenen in dem einen, guten Gott und die Abweisung eines bösen Prinzips gegenüber angeblichen dualistischen Tendenzen der Albigenser und Katharer. Die Existenz von Teufeln und Dämonen ist dabei selbstverständliche, nicht angefochtene Voraussetzung bzw. gemeinsamer Glaubenshintergrund. Das Lehramt ist bekanntlich in seinem ureigensten Interesse auf solch strikteste Auslegung seiner Aussagen absolut angewiesen. Es gibt also kein *de fide definita* für die Existenzfrage. Dies ist auch das Resultat des Aufsatzes von *Charles Meyer* «Die lehramtlichen Verlautbarungen über Engel und Teufel» im *Concilium*-Heft [8].

Es bleibt aber das Gewicht der erwähnten Feststellungen, zumal für die Glaubensverkündigung (!) der katholischen Kirche (S. 138). Ist man sich dieses Ge-

[7] Vgl. *H. Häring:* «Dass es (das Buch) Seite um Seite negieren muss, dass es immer wieder in den sterilen Satz von der Nichtexistenz eines Teufels mündet, das ist der undankbare Dienst, den es auf sich genommen, der ihm als hohes Verdienst anzurechnen ist», *Bibel und Kirche,* S. 30.

[8] Daraus, dass das Vat. I den Passus über den Teufel in sein Zitat aus dem Lat. IV nicht aufnimmt (vgl. Denz 3003/1783 mit 800/428) eine Relativierung und Abwertung ableiten zu wollen — vgl. Haag, S. 131—132 — vergisst den eigenen, mit Recht für die Deutung des Lat. IV geltend gemachten Grundsatz: «Um diesen Konzilstext richtig zu verstehen, hat man sich wie bei allen Konzilstexten vor Augen zu halten, gegen welche Irrlehre er sich wandte» (ebd.). Dem Vat. I ging es nicht mehr um Abwehr dualistischer Tendenzen, sondern um Gottes Freiheit in der Schöpfung der Welt und um ihren Sinn, wie Zusammenhang und Canones sofort klar machen (vgl. Denz 3021—325/1801—1805). Freilich kann man sich umgekehrt für jenen Passus selbstverständlich nicht auf Vat. I berufen.

---

konstruktiv gefördert und ermutigt von Vertretern jenes Teils der Kirche, der heute auch innerhalb der Kirche selbst nicht selten den pauschalisierenden Verdächtigungen der Dialogfeindlichkeit und der Verhinderung der Kommunikationsfreiheit ausgesetzt ist, von Klerikern und Prälaten, von Bischöfen und Päpsten» (II,43 f.).

Dass allerdings noch ein riesiger Widerspruch klafft zwischen kirchlicher Kommunikationstheorie und kirchlicher Kommunikationspraxis, dass dieser Widerspruch unter den gegebenen Umständen zuerst eine Frage an all jene ist, «deren Beruf die Verwirklichung und Vermittlung sozialer Kommunikation ist, und erst dann auch eine Frage an die kirchliche Hierarchie» (II,44).

Innerkirchliche Kommunikation

Zur kirchlichen Kommunikationswirklichkeit gehören auch die an Medien ablesbaren Kommunikationsstörungen, die «Monologe aus dem Untergrund» (III,21—29). Die Polarisation und Frontenbildung, die Zeitschriften und Blätter, Informationsbriefe und Mitteilungshefte, Traktate und Flugblätter, Plakate und Pamphlete hervorbringt, ist Folge und Ursache zugleich. Aufgabe der Medien als Instrumente der sozialen Kommunikation wäre es, Kommunikation zu vermitteln und zu ermöglichen und so die Gemeinschaft zu entfalten. Eine solche katholische Untergrundpublizistik dagegen ist einerseits nur möglich, wenn die Gemeinschaft gestört ist, anderseits selber gemeinschaftszerstörend.

«Fixiert und eingeigelt in die je eigene Position, kompromisslos engagiert für deren Durchsetzung, ohne Bereitschaft, auf den Gegner zu hören, macht eben dieses Kommunikationsverhalten — trotz oder genauer wegen der Vielzahl und Vielfalt der Blätter — einen innerkirchlichen Pluralismus zur Farce. Denn die Summe der Monologe und die Summe der Monolog-Medien ergibt kein Gespräch, keinen Dialog, der ja die Voraussetzung wäre für einen pluralistischen und ungehinderten Prozess öffentlicher Meinungsbildung, der die Einheit nicht belastet, sondern im Gegenteil die Gemeinsamkeit des Handelns herbeizuführen vermag» (III,24).

Um so wichtiger werden die Medien, die der innerkirchlichen Kommunikation dienen. «Sie waren bislang nicht selten vernachlässigt und auch der innerkirchlichen Missachtung preisgegeben, weil sie als provinziell galten, weil ihre Stossrichtung nicht in die Gesellschaft ging, sondern weil sie nach innen gewandte Vermittlungsdienste leisteten. Ihnen vorzuwerfen, sie seien zu sehr auf innerkirchliche Diskussionsthemen und auf die Katholiken selbst beschränkt, ist ebenso lächerlich, wie einer medizinischen Zeitschrift vorzuwerfen, sie enthalte nur medizinische Themen und wende sich nur an Ärzte» (III,53). So ist der Einsatz von Medien für die innerkirchliche Kommunikation, von der Funktion her gesehen, auch zu unterscheiden vom ebenfalls notwendigen Einsatz moderner Kommunikationstechniken für die Erfüllung des besonderen kirchlichen Verkündigungsauftrages [3].

Kein Rückzug ins Getto

Diese Betonung der innerkirchlichen Kommunikation bedeutet keinen Rückzug der Kirche aus der Gesellschaft ins Getto. Im Gegenteil: die Medien, die der innerkirchlichen Kommunikation wirklich dienen, haben nicht nur innerkirchliche Bedeutung. Je um-

[3] Diese Funktion war, in Übereinstimmung mit der Thematik der Bischofssynode, das Thema des Welttages der sozialen Kommunikationsmittel 1974, während die erste Funktion, die innerkirchliche Kommunikation, in Übereinstimmung mit der Thematik des Heiligen Jahres, das Thema des bevorstehenden Welttages ist.

wichtes genügend bewusst? Die Prinzipien der Auslegung werden nämlich etwas einseitig zitiert. Nach den (S. 25, Anm. 37) angeführten «rationalen» Prinzipien der Auslegung der Schrift gemäss Offenbarungskonstitution III, Art. 12 — Berücksichtigung der literarischen und der durchgängigen historisch-kulturellen Bedingtheit der Aussagen — fügt sie nämlich als «theologische» folgende hinzu: Es ist ebenso die *Ganzheit* und *Einheit der Schrift* zu berücksichtigen, sowie die *Analogie des Glaubens* und die *Tradition der ganzen Kirche* (vgl. Art. 12 c) [9]. Freilich geben die Verfasser solcher Glaubensverkündigung durch die ganze Geschichte der Kirche hindurch leichteres Gewicht. So wird vom Zweiten Vatikanischen Konzil — doch wohl kaum seinen Intentionen entsprechend — gesagt: «Es hat nicht nur früheren, sogar definierten Lehren faktisch widersprochen und damit die Relativität dogmatischer Aussagen bestätigt» (S. 139).

Man sieht: Wie sein Kollege *H. Küng* qualifiziert Prof. Haag als Widersprüche — so mag man es durchaus empfinden —, was andere Theologen als Ergänzung, als Weiterbildung und Neuinterpretation, kurz als *Traditionsgeschichte — Relecture* früherer Texte und Weiterführung älterer — verstehen und beurteilen. Grundsätzlich müsste an und für sich ein Exeget das grösste Verständnis für solche Traditionsgeschichte aufbringen. Er begegnet ja diesem Vorgang durch die alttestamentliche und neutestamentliche Überlieferung hindurch fast auf Schritt und Tritt. Dabei handelt es sich freilich nicht nur um Weiter- und Fortbildung, sondern entsprechend der Gott*menschlichkeit* der Offenbarungs*geschichte* auch um Korrekturen, Rückbildungen. Es gibt durchaus eine innerbiblische Kritik!

Hier liegt m. E. ein Grundproblem des ganzen Werkes. In der Darstellung des neutestamentlichen Zeugnisses wird sich solche Grundwertung zur Entgegensetzung von Jesus und seiner neutestamentlichen Zeugen auswirken.

Der Rezensent ist mit dem Verfasser darin einig, dass «die ganze Lehre und Verkündigung der Kirche an der Heiligen Schrift gemessen werde», wie es das Zweite Vatikanum in seiner Offenbarungskonstitution gefordert hat (VI,21). Diese hat kritische Funktion an jener. So hat auch der Exeget, der die Schrift in ihrer Eigen-Aussage zur Sprache zu bringen hat, in besonderer Weise ebenfalls eine kritische Funktion gegenüber der traditionellen Lehre wahrzunehmen. Es soll «gleichsam auf Grund wissenschaftlicher Vorarbeit das Urteil der Kirche reifen» (Offenbarungskonst. 12 c). Es geht den Autoren des Werkes darum, das Zeugnis der Schrift zu Wort kommen zu lassen, die traditionelle Kirchenlehre daran zu messen, «aus einem vertieften und verbesserten Studium der Quellen die kirchliche Verkündigung zu beeinflussen» (S. 140). Angesichts dieser Zielsetzung wird es etwas sonderbar wirken, wenn das beabsichtigte Resultat auf eine *Abwertung des Schriftzeugnisses,* zumal in dieser Frage, hinausläuft, auf welches sich die traditionelle Verkündigung stützt und anerkanntermassen an und für sich stützen kann. Es kommt also auf eine Abwertung eines beträchtlichen neutestamentlichen Schriftzeugnisses heraus, das die traditionelle Lehre überbewertet hat. Es stellt keine authentische Entfaltung der Botschaft Jesu dar, sondern Missverständnis (vgl. S. 387.318), ja, «wir (haben) es beim Teufelsglauben im Grund mit etwas Heidnischem und zutiefst Unchristlichem zu tun» (vgl. S. 503).

Doch zuerst noch ein Wort zur Beurteilung der traditionellen Lehre der Dogmatik (und der kirchlichen Verkündigung)!

Darstellung und Kritik der Dogmatik

Die Zusammenfassung der Lehre der katholischen Dogmatik, in welcher «Einmütigkeit darüber» herrscht, dass es einen Teufel oder Satan und ungezählte Dämonen gibt», schliesst *Prof. Haag* mit der Feststellung: «Das Weltbild der katholischen Dogmatik ist somit im Grunde dualistisch» (S. 51). Zur dogmatischen Lehre über die Herkunft und Wirksamkeit der Dämonen erklärt er: «Da die Annahme eines ewigen bösen Prinzips wie auch einer bösen Schöpfung Gottes für die katholische Dogmatik nicht in Frage kommt, bleibt zur Erklärung der Her-

[9] Dieser Zusatz an «theologischen Interpretationsregeln» wird zwar im Exkurs I zur Frage der Paradies-Schlange zitiert, S. 257, jedoch sicher unrichtig interpretiert. In der ganzen Argumentation kommen diese Prinzipien auch gar nicht zum Zug. Die eigentliche Errungenschaft des Vat. II in seiner Offenbarungskonstitution, dass nämlich «Wahrheit» *der Schrift* = «Heilswahrheit» ist (vgl. III, 11 f.; II 7 a und die Kommentare) nicht assimiliert. Diese ist aber nicht die «Wahrheit» eines Abschnittes, eines Verfassers für sich, sondern, wie es im Endtext heisst, *der Bücher der Schrift,* der Schrift als Ganzes, als Ganzheit. Er stützt sich auch mehr auf *Divino afflante* von 1943.

---

fassender sie nämlich die innerkirchliche Kommunikation vermitteln, je vollständiger sie das Bild der Kirche darstellen, umso interessanter und attraktiver werden sie auch für die Kommunikation zwischen Kirche und Gesellschaft, weil nämlich alle Interessierten durch solche Medien einen Überblick über die vielschichtige kirchliche Wirklichkeit gewinnen und sich in ihr orientieren können (III,56).

«Da die Kirche mitten in der Gesellschaft lebt und handelt, muss sie mit ihr durch einen ständigen Kommunikationsaustausch verbunden sein» (III,78). Sie muss einerseits durch umfassende Information über ihre Absichten und Tätigkeiten der Gesellschaft ein zutreffendes Bild von sich selbst vermitteln und anderseits «auf dem Weg der sozialen Kommunikation und mit Hilfe ihrer Instrumente» in Erfahrung bringen, wie die Gesellschaft auf die jeweils neuesten Ereignisse und geistigen Strömungen antwortet.

In diesem Zusammenhang müsste auch an die Bedeutung des Mediums Buch erinnert werden. Die Präsenz christlicher Autoren in der Öffentlichkeit ist möglich, weil jede Buchhandlung jedes auch religiöse Buch besorgt, sie wird am Taschenbuch besonders anschaulich, «wenn einem in einem beliebigen Bahnhofskiosk zwischen Kriminalroman und neomarxstischen Analysen eine Meditation von Helmut Thielicke oder Walter Niggs Prognose ‚Die Heiligen kommen wieder' begegnen — mitten in der Freihandelszone des modernen Geistes» [4].

Neben der *Partnerfunktion* in einer pluralistischen Gesellschaft hat die Kirche in der sozialen Kommunikation der Gesamtgesellschaft eine *Anwaltsfunktion.* In Anlehnung an die Pastoralinstruktion «Communio et progressio» meint Hans Wagner damit: «Die Kirche ist dem obersten Ziel sozialer Kommunikation und ihrer Instrumente verpflichtet und daher mitverantwortlich dafür, dass Kommunikation der Gemeinschaft von Menschen dient und dass ihre Instrumente zur Entfaltung des Menschen in der Gemeinschaft genutzt werden. Das daraus folgende Mandat der Kirche verlangt von ihr, dass sie die Interessen des Menschen und die Interessen der Gemeinschaft beim Gebrauch und bei der gesellschaftlichen Ordnung der sozialen Kommunikation vertritt» (III,77).

Das könnte in der schweizerischen Wirklichkeit beispielsweise bedeuten, dass sich die Kirche darum kümmern müsste, was mit dem «Vorschlag zur Funktion und Struktur der Trägerschaft SRG» geschieht [5]. Das ist, um Missverständnisse auszuschliessen, kein Postulat irgendeiner politischen Theologie, sondern vom allgemeinen kirchlichen Öffentlichkeitsauftrag gefordert.

Für historisch Interessierte bringt die Arbeit von Hans Wagner so vermutlich kaum Neues (diesen Gesichtspunkt zu beurteilen ist der Rezensent fachlich nicht zuständig) — für den kommunikations- und medienpolitisch Interessierten dagegen ist sie sehr anregend, und das unabhängig davon, ob es um die kirchliche Kommunikations- und Medienpolitik in der Bundesrepublik oder in der Schweiz geht, und obwohl Einzelheiten der Analysen und Vorschläge fragwürdig sind. Für eine grössere Öffentlichkeit und für die Entscheidungsträger in der Kirche bedenkenswert ist die Grundthese, die kaum widerlegt werden kann: dass es heute um die Zielsetzungen der kirchlichen Kommunikations- und Medienarbeit gehen muss, dann um die einzelnen Funktionen und erst dann um die ihnen entsprechenden Dienste und Medien.

Rolf Weibel

[4] *Ludwig Muth,* Lesen und Glauben. Was macht die Kirche mit dem Medium Buch?, in: Herder Korrespondenz 28 (1974) 528.

[5] Die Arbeitsstelle für Radio und Fernsehen, die durch das bevorstehende Medienopfer mitfinanziert wird, hat denn auch erste Beiträge dazu geleistet.

kunft böser Geister nur die Legende von sündigenden und dafür bestraften Engeln. Obwohl sich diese Legende lediglich auf ausserbiblische jüdische Schriften stützt, wurde sie zum Glaubenssatz deklariert» (S. 42). So heisst es auch am Schluss der Dämonenlehre der Pseudoepigraphen: «Den Fehler, jüdische Legenden zum Dogma zu erheben, hat erst das Christentum begangen» (S. 246).

Das Mindeste, was man hier sagen muss, ist doch wohl dies: Die Dinge sind mit diesen Urteilen doch zu sehr simplifiziert, und zwar geschichtlich und sachlich, um der Dogmatik auch nur einigermassen gerecht zu werden.

Wenn schon, ist die Übernahme zunächst höchst indirekt. Sie geschah über den kanonischen Judasbrief 6 und 2 Petrusbrief 2,4. Wie *M. Limbeck* zeigt (S. 379 ff.), erwähnen diese beiden Briefe die Engelsünde. Sie tun es freilich nur *en passant,* als Beispiel für Gottes Gericht über die Sünder. Sie tun es gewiss offensichtlich mit Bezug auf die als bekannt vorausgesetzten, aus 1 Mose 6,2 ff. und anderen Stellen wie Jes 14,12 ff. entwickelten Legenden und Ausmalungen, wie sie in den ausserbiblischen Büchern wie 1 Henoch, Jubiläen, Leben Adams und Evas erhalten sind (vgl. S. 218—246: Die Dämonenlehre der Pseudoepigraphen). Mit Recht wird auf die gegenüber dem Judasbrief kritische und zurückhaltende Übernahme hingewiesen, — ein Beispiel innerneutestamentlicher Kritik! Es ist auch wahr, dass das Aussageziel sich nicht darauf bezieht. Doch zeigt sich eine gewisse Rezeption des Gedankens im Kanon.

Ist *der Grundgedanke* — die Engelsünde, abgesehen natürlich von allen Ausmalungen und sinnenhaften Vorstellungen — nun aber nicht doch eine *echte Einsicht* und gerade dem alttestamentlichen «Jahwe allein» (vgl. S. 163—166) zu verdanken? Nur so kann nämlich bei Annahme derartiger Wesen der Dualismus vermieden werden. So konnte und kann er aber vermieden werden. Der Kern des Gedankens ist einerseits die umfassende Schöpfermacht Gottes und seine Gutheit und andererseits die Freiheit solcher Wesen. Sie ist ihnen, *wenn es sie gibt,* ebenso wie dem Menschen zuzuschreiben und wird ihnen vom traditionellen Glauben und der Theologie zugeschrieben. «Dass sie von Natur aus gut geschaffen sind, aber durch sich selbst böse wurden», das ist der Kern, auf den sich auch das Dogma reduziert (vgl. S. 130 ff.).

Das ist aber gewiss kein «sophistischer Winkelzug», wie insinuiert wird (S. 11). *Das* ist gewiss auch nicht eine zum Dogma deklarierte jüdische Legende. Das ist vielmehr eine unabdingbare Konsequenz — *wenn es solche Wesen gibt* — des Gottesglaubens des Alten und des Neuen Testamentes, ja des Gottesglaubens und -denkens überhaupt: Sie müssen gut aus seinem Willen hervorgegangen sein, ausgestattet mit der Würde der Freiheit wie der Mensch und damit der Möglichkeit der freien Entscheidung für Gott und seinen Plan, aber auch gegen ihn.

Wenn es solche Wesen gibt —, ob oder dass es sie gibt, ist damit noch nicht entschieden. Der Fall ist aber auch nicht erledigt mit dem Hinweis auf Elemente aus jüdischen Legenden, die in den Kanon eingegangen sind, wenn das Offenbarungszeugnis tatsächlich mit solchen übermenschlichen, persönlichen Existenzen rechnet. Die *grundlegende Kritik am traditionellen Glauben* und seiner Bestimmung in der Dogmatik besteht darin, ihm die Offenbarungsgrundlage abzusprechen, sie ihm zu entziehen. Verwurzelung im biblischen, vor allem neutestamentlichen Zeugnis kann ihm freilich nicht abgesprochen werden. Es wird ja für das Neue Testament diesbezüglich eine «einhellige Überzeugung» festgestellt (vgl. S. 274) [10].

Aber es ist eine Verankerung in brüchigem Gestein, d. h. in «unkritischer» Auswertung der Schrift (S. 33.137). Diese besteht in «souveräner Ignorierung der gesamten apokryphen Literatur, in der sie wurzeln» (S. 37), in der mangelnden Unterscheidung des Zeitbedingten (vgl. S. 46), in «undifferenziertem, dem Stand der Forschung nicht Rechnung tragenden Gebrauch der biblischen Aussagen, die in keinem Fall im Sinn eines personalen Teufels verstanden werden können» (vgl. S. 137 zu Mt 13,28 und Joh 8,44).

Beachtenswert freilich ist die Schlussbemerkung des Artikels von *F. J. Stendebach* in *Bibel und Kirche* zum Thema «Das Böse und der Satan», der zumal für das Neue Testament den Thesen des Werkes folgt: «Die Exegese allein kann hier» — ob personale geistige Macht oder Verkörperung des Bösen — «keine definitive Antwort geben; das hiesse: ihre Methoden überfordern. Die Exegese kann nur das biblische und religionsgeschichtliche Material darbieten. Die Frage nach der Existenz des Satans aber muss von der systematischen Theologie und der Philosophie geprüft werden» (S. 6). Hier kommt bei aller Übernahme der Aussagen des Werkes, so weit es eben das «biblische und religionsgeschichtliche Material» betrifft, eine bescheidenere Auffassung vom Stellenwert der Exegese in der Weitergabe der Offenbarung zum Ausdruck. Sie hat ein *wichtiges Wort* zu sagen, aber *nicht einfachhin das letzte Wort.* Das gilt vor allem dort, wo nicht bloss Feststellungen gemacht, sondern Werturteile gefällt werden. Damit *ist dem Werk und seinen Thesen auch der rechte Stellenwert gegeben.* Es ist eine sehr ernste und ernst zu nehmende kritische Anfrage [11]!

Das Zeugnis des Alten Testamentes

So wichtig das — negative — Zeugnis des Alten Testaments für Prof. Haag ist, so fällt die Entscheidung nicht dort. Hätten wir nur diese, fiele sie anders, d. h. im Sinn der These des Buches. Der Widerstand gegen sie liegt im Neuen Testament. Man hat Prof. *Haag* vorgeworfen, die Autorität, kraft deren er sein Urteil abgebe, sei die seiner zeitgenössischen Weltanschauung (vgl. S. 26). M. E. redet diese durchaus ein Wort mit und darf es auch. Sie fordert zur Neubesinnung auf (S. 20) und hat wichtige heuristische und hermeneutische Funktion. Der tiefere Impuls scheint mir jedoch viel mehr vom alttestamentlichen Zeugnis her zu kommen, das er vertritt. Das kommt deutlich im Schlusswort zum Ausdruck, welches dieses Zeugnis — freilich simplifizierend — umschreibt: «So ist der Glaube an Dämonen von der Religion Israels immer als etwas mit der Offenbarung Gottes Unverträgliches angesehen worden. Ausser Gott gibt es im Glauben Israels keine überirdischen Mächte, die im Leben des Menschen eine Rolle spielen. Also braucht er sich vor derartigen Mächten auch nicht zu fürchten, noch muss ihm daran gelegen sein, sich ihrer Hilfe zu versichern. Erst recht will das Alte Testament von einem Widersacher Gottes nichts wissen. An den wenigen Stellen, an denen die Gestalt Satans auftritt, ist sie bildhafte Veranschaulichung göttlicher Prüfung oder menschlicher Schuld. Das Alte Testament als Ganzes ist eine einzige Verurteilung jedes Teufelsglaubens. Was diese Glaubensurkunde des alten Israels für den modernen Menschen so anziehend macht, ist ja gerade die erfrischende Unmittelbarkeit, mit der Gott dem Menschen und der Mensch Gott gegenübertritt» (S. 503 f.).

Zu jedem dieser vereinfachenden Schluss-Sätze kann man differenzierte Aussagen in der Darstellung selbst hinzusetzen: «Alle diese *Himmelswesen* besassen in der Jahwereligion keine selbständige Bedeutung . . .» (S. 166). Nun hatte Israel zwar kein Bedenken, mit seiner Umwelt die Vorstellung eines Jahwe

[10] Für die Synoptiker vgl. S. 345; für Paulus, vgl. S. 358; für die Johannes-Schriften vgl. S. 367; für die Spätschriften vgl. S. 377.

[11] *Jos. Heer* seinerseits schreibt: «Der Redlichkeit des Argumentierens wegen — es spricht ja nach wie vor einiges für einen personalverstandenen Teufel — wird man die Antwort in der Schwebe lassen müssen. Man wird als nicht einfach behaupten können, es sei erwiesen, dass die Figur *des Teufels* nichts anderes sei als eine symbolische Personifizierung des Bösen» (a. a. O. S. 12).
Man darf sich fragen, weshalb jene *Redlichkeit des Argumentierens* im Heft, das sich an weite Kreise richtet, sich nicht stärker durchzusetzen vermochte.

umgebenden Hofstaates und *ihm zu Dienst stehender Wesen* zu teilen. Aber die Annahme oder gar Verehrung *von Jahwe unabhängiger feindlicher* Mächte war mit dem monotheistischen Glauben unvereinbar» (S. 166). «Die dämonische Welt, die einst im Namen des Monotheismus bekämpft wurde, tritt *im Namen eben dieses Monotheismus* nun erneut auf den Plan» (S. 214). «Allerdings ist bereits vom Jahwisten zum Elohisten *ein Fortschritt in Richtung auf die göttliche Transzendenz* wahrnehmbar... Diese Tendenz zur Sublimierung Gottes setzt sich im Deuteronomium fort...» (S. 192 f.). «Offenbar gab es aber im Frühjudentum» — noch des alten Testamentes; denn es ist vom Ijob-Buch gesagt — «*eine religiöse Richtung,* die diese Vorstellung nicht mehr ertrug, *die aus dem Gottesbild jede Willkür und Menschenfeindlichkeit eliminieren wollte*» (S. 205) [12]. *Daher* die Einführung der Gestalt des Satans!

Auf Einzelexegesen können wir nicht eineingehen. *Sichere Ergebnisse* der Darstellung sind ohne Zweifel:

1. Was sich an dämonologischen Elementen im Alten Testament zeigt, ist «Strandgut umweltlichen Dämonenglaubens» (S. 166—180).

2. «Wenn der Satan irgendwo eine Randfigur geblieben ist, dann im Alten Testament» (S. 217).

Hätten wir daher nur das Alte Testament, würde wohl heute niemand Bedenken haben, diese Gestalt nicht nur an jenen drei Stellen (Sach 3,1; Ijob 1,6; 2,1; 1 Chron 21,1), sondern überhaupt als «mythologische Figur» zu beurteilen, «der ... kein höherer Stellenwert zukommt als anderen mythologischen Vorstellungen ..., etwa dem Thronsaal Gottes ... oder dem Engel mit dem Schwert ...» (S. 217), von den Dämonen bzw. Schédîm, Secirîm usw. gar nicht zu reden, die nicht mit dem Satan verbunden sind und auch nicht mit einem gemeinsamen Nenner zusammengefasst werden [13].

Die zwischentestamentliche Literatur

Unter dem Titel «Die Dämonenlehre der Pseudoepigraphen» skizziert Prof. *Haag* die Dämonologie der deuterokanonischen und apokryphen Schriften, sowie der Qumran-Texte [14]. Im einzelnen sind sie zum Teil sehr schwer zu datieren. Die meisten haben auch eine lange, vielschichtige Kompositions-, Redaktionsgeschichte, die sich zum Teil über mehr als ein Jahrhundert erstreckt. So überschneiden die meisten die Zeit zwischen den Testamenten auf beiden Seiten und gehören in ihrem Grundbestand in den Zeitraum von ca. 150/100 vor bis ca. 100/150 nach Chr. Die Qumran-Gemeinschaft blühte — mit einem Unterbruch — von 31 bis ca. 4 vor Chr.; ihre Bibliothek umfasste auch Teile dieser apokryphen Schriften (z. B. von Henoch, Jubiläenbuch, Testamente der XII Patriarchen). Sie geben ein Bild von Vorstellungen und Auffassungen, die man in manchen Kreisen zur Zeit Jesu und der Urchristenheit in Palästina und seinem Umkreis hatte.

Die meisten gehören zur sogenannten Apokalyptik, d. h. sie schauen in besonderer Weise auf das Ende der Geschichte aus und machen «Offenbarungen» darüber, ähnlich wie Teile des Daniel-Buches (2;7—12) des Alten und die synoptischen Apokalypsen (Mk 13 Par.; Lk 17, 20 ff.), sowie *die* Apokalypse des Neuen Testamentes. Daraus kann man schon die Bedeutung dieser Strömung gerade für das Neue Testament ersehen. Zwar sind diese Schriften nicht in den endgültigen Kanon der Grosskirche übernommen worden — ausser der Offenbarung des Johannes; diese aber erst endgültig in der Ostkirche im 4. Jahrhundert mit dem Osterfestbrief des Athanasius von 367, nachdem sie das nach 70 unter pharisäischer Führung rekonstituierte Judentum nicht in den noch offenen dritten Kreis seiner Sammlung hl. Bücher aufgenommen hatte. Doch verdanken sie ihre Erhaltung vielfach den christlichen Gemeinden. Sie sind darum meist nur in Übersetzungen und christlichen Bearbeitungen auf uns gekommen [15].

Man kann ihre Bedeutung für das frühe Christentum nicht überschätzen. So ist es nicht verwunderlich, wenn sich gerade auch für unsere Frage engere Verwandtschaft mit dieser Literatur zeigt als mit dem Alten Testament selbst, sowohl was die Breite dieses Elementes angeht, als auch die dafür verwendeten Namen wie Satan, seine Engel, böse Geister, Beliar, Teufel, Herrscher (archôn), Feind ... Aus den Gegebenheiten der Torah, des Prophetenkanons und der hauptsächlichen Bücher der «Schriften» lässt sich das Vordringen dieser Aspekte nicht erklären (vgl. S. 218). Es wird mit dem Einbruch des Hellenismus begründet, der die Frommen mit dem Bösen — Versuchung, Abfall, Verfolgung (vgl. Antiochos Epiphanes um 167) konfrontierte (vgl. S. 218 ff.) und durch den «die Frage nach der Herkunft des Bösen im Judentum eine neue Schärfe (erhielt)» (vgl. S. 245) [16].

Im Exkurs II: Zarathustra und der iranische Dualismus (S. 263—269) wird dazu für die spätnachexilische Zeit, seit ca. 200, mit einem tiefgreifenden iranischen Einfluss auf das jüdische Denken gerechnet, freilich in der Form des Zervanismus der Parther, wie die gemeinsamen Themen — Pessimismus gegenüber dem Weltregiment, Verführung durch Frauen, himmlischer Kampf, gefesselter Satan — nahelegen (S. 268 f.). Im Tobit-Büchlein (um 200 v. Chr.) wird denn auch der aus der Lehre Zarathustras bekannte böse Geist aesma daeva (Asmodäus) genannt (3,9.17) (vgl. S. 245).

Es ist nun auch nicht zu verwundern, *dass die Aufdeckung solcher Wurzeln in der ganzen Argumentation eine wichtige Rolle spielt.* Es wurde ja, wie erwähnt, der Dogmatik «souveräne Ignorierung» der gesamten apokryphen Literatur vorgeworfen, «in der sie (die Stellen aus dem Neuen Testament, auf welche sie sich stützt) wurzeln» (vgl. S. 37). Darin hat offenbar auch das scharfe Urteil, «dass wir es beim Teufelsglauben im Grund mit etwas Heidnischem und zutiefst Unchristlichem zu tun haben» (S. 503) unter anderem seine Begründung. Er stammt aus trüben Quellen!

Daher auch das Anliegen der Darstellung des Zeugnisses des Neuen Testamentes durch *M. Limbeck,* diese Elemente möglichst aus der Verkündigung Jesu zu eliminieren. Sie gehen auf das Konto der Gemeinde. Dabei werden nochmals trübe Quellen und negative Wurzeln dafür aufgedeckt. Sein Beitrag im *Concilium*-Heft hat diesem Bemühen im Werk zum eigentlichen Gegenstand gemacht [17].

Es muss nun freilich auch sogleich festgestellt werden, dass bei aller Verwandtschaft und Nähe des Neuen Testaments zur apokalyptischen Literatur in dieser Hinsicht, die *Unterschiede doch unübersehbar* sind. Es ist ein viel einheitlicheres Bild, das uns entgegentritt. So leitet auch *M. Limbeck* im genannten Aufsatz die

[12] Die Hervorhebungen sind von mir.

[13] Dies geschah erst durch die griechische Übersetzung, welche die verschiedenen Ausdrücke mit dem einen *daimonia* wiedergibt.

[14] Die etwas verstreute Einordnung der deuterokanonischen Schriften ist doch etwas merkwürdig: zum Beispiel Tobit (200 v. Chr. nach S. 245) am Ende der Pseudoepigraphen, während Jesus Sirach (um 180, S. 216) unter den «kanonischen» figuriert (vgl. die Zusammenfassung S. 217).

[15] Das IV. Buch Esra findet sich zwar nicht, wie *W. Schmithals,* Die Apokalyptik. Einführung und Deutung, Göttingen 1973, S. 161, sagt, im tridentinischen Kanon, wohl aber im Anhang der offiziellen Vulgata-Ausgabe von 1592 (vgl. Rom 1947. S. 121 *) mit der einleitenden Bemerkung: «damit sie nicht völlig untergehn ..., da sie (dazu auch III Esra und das Gebet des Manasse) von einzelnen heiligen Vätern gelegentlich zitiert werden und sich in einigen sowohl handschriftlichen als auch gedruckten Bibeln finden.»

[16] Bei dieser Erklärung des Aufkommens des Teufelsglaubens ist es aber doch wieder sonderbar, dass gerade jene Werke, die von dieser tödlichen Krise handeln, nicht vom Teufel reden, weder Daniel noch die Makkabäerbücher. Antiochos Epiphanes, geradezu ein Anti-Gott (Dan 8,10 f.; 11,36 ff.; 2 Makk 9,12), wird nicht als Werkzeug etwa des Satan dargestellt. Das ist erst in der Transposition zum Antichrist 2 Thess 2,3 ff.. 9 der Fall.

[17] S. 161—168.

Darstellung der neutestamentlichen Satanalogie mit der Feststellung ein: «Vergleicht man das frühjüdische Teufels- und Dämonenverständnis mit dem des NT, so besticht letzteres ohne Zweifel durch seine grössere Geschlossenheit: Satan, Beliar, Beelzebul ist ein und dieselbe Person; Satan ist der Herr *dieser* Welt usw.» (S. 165). Es ist auch eine viel nüchterne Atmosphäre, in die man eintritt. Die Aussagen sind fast durchwegs viel zurückhaltender. Von dämonologischen Spekulationen kann man gar nicht reden. Es geht nie um diese «Dunkelwelt» selbst als Aussageziel. Es ist auch alles viel schlichter und einfacher, abgesehen etwa von der Apokalypse. Es handelt sich also nicht um unbesehene Entlehnungen. Sie werden assimiliert, d. h. transformiert und integriert.

Die festgestellte Verwandtschaft rechtfertigt und fordert gewiss auch bei der Darstellung des neutestamentlichen Zeugnisses die besondere Berücksichtigung dieses Hintergrundes, wie es durch *M. Limbeck* geschieht. Er hatte sich ja schon anderwärts intensiv mit dieser Literatur beschäftigt und seine Kenntnis ausgewiesen [18]. Sie gibt Einblick in die Gedankenwelt der Umwelt des Neuen Testamentes. Sie zeigt was an Vorstellungen, Gedankengängen in den Köpfen der Hörer und Leser bzw. einiger Kreise zum mindesten vorhanden war, was für Assoziationen usw. daher die Botschaft Jesu, der urchristlichen Prediger, auslöste, woran sie anknüpften.

Es ist dabei wichtig zu sehen, dass die literarischen Zeugnisse die *ganze Zeit der Entstehung des Christentums* decken, dass die *Datierungen zum Teil recht schwierig* und hypothetisch sind. Es ist auch zu beachten, dass daraus auch nur ein *fragmentarisches Bild* zu gewinnen ist, so kaleidoskopisch es aussieht. Man kann dieses verworren vielfältige und vielfältig verworrene Mosaikbruchstück gewiss auch nicht zum Deutungsschlüssel der Botschaft Jesu usw., schlechthin machen, sozusagen zum Kriterium. Als ob er nur hätte denken und sagen können, was auch sonst belegt ist. So sehr Jesus im Strom der Apokalyptik drin steht, so sehr ragt er über ihn hinaus. Der Rezensent hat den Eindruck, dass die Darstellung des neutestamentlichen Zeugnisses die Vorbehalte zu wenig beachtet.

(Mit dem neutestamentlichen Zeugnis wird sich der 2. Teil befassen.)

Georg Schelbert

[18] Vgl. seine Dissertation «Die Ordnung des Heils. Untersuchungen zum Gesetzesverständnis des Frühjudentums», Düsseldorf 1971, 214 S. Auch sein Artikel «Beelzebub — eine ursprüngliche Bezeichnung für Jesus?», in: Wort Gottes in der Zeit, Düsseldorf 1973, S. 31—42 zeugt von ausgedehnter Kenntnis der einschlägigen Quellen und Literatur.

Die neue Bussordnung – ein unverantwortliches Experiment?

Viele Priester und Laien begrüssen dankbar den neuen Ordo Poenitentiae. Andere haben mit den neuen Bussformen grosse Schwierigkeiten. Vor allem die erweiterte Möglichkeit, die Generalabsolution zu spenden, ist für sie unverständlich. Man schiesse weit über den Willen des Konzils hinaus [1] und bewege sich auf theologischem Glatteis [2]. Und das Schlimmste: man gebe praktisch der Einzelbeicht den Todesstoss. Ein unwiederbringlicher Verlust für den einzelnen Gläubigen und die Kirche. Ein unverantwortliches Experiment.

Oder ist die neue Bussordnung, wie Rom und unsere Bischöfe sie uns vorlegen, nicht wesentlich von pastoraler Sorge und Verantwortung getragen? Ein notwendiges Heilsangebot für viele heutige Menschen? Ein Blick auf die Entwicklung der Busspraxis in den letzten Jahren kann uns einer realistischen Antwort näher bringen.

1. Grundsätze

In den theologischen Grundsätzen, die hier nur knapp anzudeuten sind, gehen sich wohl alle einig: Busse ist eine Grundhaltung des Christen. Im Bussakrament erfährt er die kirchliche Besiegelung seiner Bereitschaft zur Umkehr. Dabei bleibt die Einzelbeicht die Hochform dieses Sakramentes.

2. Schwierigkeiten

Wenn die Seelsorger versuchten, diese klaren Grundsätze in der Pastoration zu verwirklichen, stiessen sie in den letzten Jahren auf wachsende Schwierigkeiten. Die Zahl der Einzelbeichten ging stark zurück. Manche gute Gläubige kamen in immer längeren Abständen zur Beicht, andere gar nicht mehr. Dabei gingen sie trotzdem zur Kommunion. Schon das Pastoralschreiben unserer Bischöfe von 1970 sah sich mit dieser neuen Situation konfrontiert und fragte sich, was da in den Gläubigen vorgehe. «Sie sind sich zwar der Fehler in ihrem Verhalten den Mitmenschen gegenüber bewusst, aber diese Fehler können sie selbst korrigieren; ein schlechtes Gewissen Gott gegenüber fühlen sie nicht oder kaum, und der Gedanke, sich durch ein Sündenbekenntnis vor dem Vertreter der Kirche mit Gott versöhnen zu sollen, liegt ihnen fern [3].» Hat hier nicht ein waches Bewusstsein von der mitmenschlichen Verantwortung die kirchliche Dimension und den Gottbezug der Sünde überdeckt? Man darf wohl von einer gewissen Abwesenheit Gottes im Bewusstsein dieser Gläubigen sprechen: eine Glaubenskrise. Und zugleich eine Kirchenkrise: Das moralische Bewusstsein vieler Gläubigen hat sich verändert und von der kirchlichen Bewertung entfernt. Sie sagten sich: Soll ich in den Beichtstuhl gehen und mir dort sagen lassen, verschiedene meiner Verhaltensweisen seien schwere Sünde, obwohl ich das gar nicht so empfinde? Zum Beispiel unregelmässiger Besuch der Sonntagsmesse, Benützung der Pille, Kommunionempfang nach solchen Vorkommnissen etc.

Stand hier nicht das Verlangen nach Mündigkeit gegen eine — wie sie es empfanden — unmögliche Bevormundung durch die Kirche [4]? Stand hier nicht ganz allgemein der Drang nach Freiheit gegen den Zwang zur Beicht? Dazu kam gerade bei guten Christen ein gewisses Unbehagen an der üblichen Form der Beicht. «Man darf ihre Einwände nicht leicht nehmen, denn sie entstammen einem Bedürfnis nach innerer Wahrhaftigkeit [5].» Die übliche Beicht kam vielen zu leicht vor, zu wenig wirksam im Leben, zu mechanisch und fast etwas magisch [6].

So war schon damals, in der Situation, wie das Pastoralschreiben von 1970 sie schildert, für viele gute Christen die Frage aktuell: Kann man in dieser Form noch beichten? Muss man unter diesen Umständen noch beichten? Und schon damals wurde deutlich, dass ein blosser Appell zur eifrigen Beicht nur wenig ausrichten dürfte. Die Ursachen lagen tiefer und waren zum Teil in Haltungen begründet, die auch positiv zu werten sind, wie waches Bewusstsein der mitmenschlichen Verantwortung, Verlangen nach Mündigkeit, Bedürfnis nach innerer Wahrhaftigkeit. Eine Neubesinnung musste entsprechend tief ansetzen.

3. Abhilfe

Viele Seelsorger begegneten dieser Situation dadurch, dass sie — vielleicht noch bewusster als bisher — das persönliche Gespräch mit den Gläubigen pflegten. Das konnte in der Beicht geschehen und die Beicht lebendiger machen. Neben dem Beichtstuhl kam nun vermehrt das Beicht- oder Sprechzimmer als Ort für das Bussakrament in Gebrauch, was manche Gläubige schätzen lernten.

[1] Vgl. *H. Rossi,* Die neue Bussordnung — eine unzulässige Übermarchung?, in: SKZ 143(1975) Nr. 14, S. 225—230.
[2] Vgl. *B. Drack,* Die theologischen Grundlagen der neuen Bussordnung, in: SKZ 143 (1975) Nr. 17, S. 273—275.
[3] Pastoralschreiben der Schweizer Bischofskonferenz über Busse und Beichte, 1970, S. 5.
[4] Pastoralschreiben S. 37.
[5] Pastoralschreiben S. 5.
[6] Pastoralschreiben S. 5.

Andere Gläubige benützten gern die dargebotene Gelegenheit zu persönlichem Gespräch mit dem Seelsorger, waren aber innerlich nicht bereit, die Absolution zu empfangen. Auch solche Gespräche sind selbstverständlich ein echter seelsorglicher Dienst. Zugleich sahen manche Priester darin auch die dem betreffenden Gläubigen im Moment mögliche Vorform der Beicht und ein Einüben der Beichtfähigkeit. So setzte schon vor Jahren bei vielen Seelsorgern ein bewusstes Bemühen ein, die gefährdete Einzelbeicht zu fördern, ein Bemühen, das heute noch andauert. Doch eine wachsende Zahl von Gläubigen war durch die Beicht, in mehr herkömmlicher oder erneuerter Form, nicht mehr zu erreichen. Durfte man sie sich selbst überlassen? War nicht auch für sie der Seelsorger verantwortlich? Für sie musste er einen neuen Weg der kirchlichen Versöhnung finden, den sie in ihrer momentanen inneren Verfassung wirklich beschreiten konnten: die Bussfeier [7]. Viele Gläubige nahmen diese Möglichkeit der Versöhnung dankbar auf, sie fühlten sich von ihren Seelsorgern verstanden und fassten neues Vertrauen zur Kirche. Im Vollzug dieser neuen Bussform entdeckte man auch ihre Eigenwerte: den Gemeinschaftscharakter, die Möglichkeit zu Gewissensbildung, die Betonung der Reue gegenüber einer oft fast verkrampften Fixierung auf die Vollständigkeit des Bekenntnisses, die biblische Ausrichtung. Diese Eigenwerte seien hier nur kurz erwähnt [8]. Aber die Frage: Muss man noch beichten?, wurde im Lauf dieser Entwicklung immer offener vorgebracht und immer dringlicher gestellt. Damit hatte sich von der Basis her aus seelsorglicher Notwendigkeit eine doppelte Entwicklung angebahnt: *die Erneuerung der Einzelbeicht und die Einführung der Bussfeier.* Mit dem neuen Ordo Poenitentiae greift Rom diese Entwicklung auf, sanktioniert und ordnet sie und weist mit der Generalabsolution neue Wege. Durch die Weisungen unserer Bischöfe wirkt der römische Ordo nun in die seelsorgliche Praxis hinein und befruchtet das Bemühen der Seelsorger um die Einzelbeicht und die Bussfeier. Aus den reichen Anregungen, die der Ordo Poenitentiae und die bischöflichen Weisungen geben, seien hier zwei Fragen herausgegriffen, die in der Praxis noch wenig geklärt scheinen.

4. Die Generalabsolution

Ob die Generalabsolution für die Seelsorge wirklich etwas Neues bedeutet, darüber kann man verschieden denken. Es gibt Seelsorger, die der Ansicht sind, die Generalabsolution bringe seelsorglich gesehen kaum Neues. Sie begründen ihre Meinung so: Schon bisher waren die Gläubigen überzeugt, dass ihnen in der (nicht-sakramentalen) Bussfeier die Sünden vergeben werden. Der Unterschied zwischen sakramentaler und nicht-sakramentaler Vergebung hat viele nie sonderlich berührt. Wichtig war ihnen die Gewissheit, dass Gott ihnen verzeiht. Dafür waren sie dankbar und sind ohne zusätzliche Einzelbeicht zur Kommunion gegangen.

Sicher gibt es Gläubige, die so denken und handeln. Ihre Haltung wird sich auch nach der Einführung des neuen Ordo vorerst kaum wesentlich ändern: Viele werden an einer Bussfeier mit Generalabsolution teilnehmen und nicht zusätzlich für schwere Schuld zur Einzelbeicht gehen. Viele werden eine Bussfeier ohne Generalabsolution mitfeiern, aber der im Ordo vorgesehenen Aufforderung zur Einzelbeicht nicht nachkommen. Wieder stellt sich in diesem Zusammenhang die Frage: Müsste man nicht nach der Bussfeier noch beichten? Doch zunächst soll die andere Frage besprochen werden: Wie kann man jetzt diesen Gläubigen den Unterschied zwischen sakramentaler und nicht-sakramentaler Vergebung klar machen und zwar so, dass es sie im Lebendigen trifft? Oder ist dieser Unterschied vielleicht gar nicht so wichtig für die Praxis? Werden nicht durch beide Formen der Bussfeier die Sünden nachgelassen, bei beiden Formen mit der Auflage, schwere Schuld noch persönlich zu bekennen? Soweit die eine Meinung.

Andere Seelsorger sehen die Situation anders. Sie sagen: Es ist für die Praxis keineswegs belanglos, ob der Seelsorger eine Bussfeier mit oder ohne Generalabsolution anbietet. Viele Gläubige wurden seit Jahren dazu erzogen, in den ihnen vertrauten Worten der sakramentalen Absolution so etwas wie ein Siegel der göttlichen Vergebung zu sehen. Diese Überzeugung ist nicht nur in den Verstand gedrungen, sondern ins Innerste des Menschen. Mit ein paar noch so guten Predigten über den neuen Ordo kann man diese tief verwurzelte Einstellung nicht von heute auf morgen ändern. Auch die Frage, ob hier vielleicht etwa Reste eines magischen Sakramentenverständnisses mitspielen könnten, entbindet den Seelsorger nicht von der Pflicht, die Gläubigen vorerst einmal so zu nehmen, wie sie sind. Es käme daher einer Lieblosigkeit gleich, in der Bussfeier den Gläubigen diese gewohnten Worte der sakramentalen Absolution und damit die so segensreiche Gewissheit der Vergebung vorzuenthalten. Soweit die andere Meinung. In den meisten Pfarreien werden unter den Gläubigen wohl beide Mentalitäten vertreten sein. Darum wird der Seelsorger im gegebenen Fall eher die Generalabsolution anbieten, um allen zu dienen. Dass aber nach dem neuen Ordo diese Möglichkeit überhaupt besteht, dafür dürfen wir Rom und unseren Bischöfen dankbar sein.

5. Die Pflicht zur Einzelbeicht

Dieses Problem ist seit Jahren aktuell. Viele Gläubige, die an einer Bussfeier teilnehmen, aber kaum mehr zur Einzelbeicht gehen, sind nicht sicher, ob ihre Praxis richtig ist. Oft sind es gerade die Gewissenhaften, nicht nur die Ängstlichen, die sich solche Gedanken machen. Sie fragen: Muss man nach einer Bussfeier (mit oder ohne Generalabsolution) noch beichten? Ihnen ist der Seelsorger eine brauchbare Antwort schuldig.

Antwort 1

In der Erklärung der Bischöfe von Basel, Chur und St. Gallen heisst die Antwort: «Wer sich einer schweren Schuld bewusst ist, ist aber verpflichtet, diese schwere Schuld später noch persönlich einem Priester zu bekennen [9].» Nach manchen Gesprächen mit gewissenhaften Seelsorgern drängen sich praktische Bedenken auf: Viele Gläubige, die an einer Bussfeier teilnehmen, kommen gerade deshalb in diesen Gottesdienst, weil es ihnen momentan moralisch unmöglich ist, sich zur Einzelbeicht zu entschliessen. Wenn der Seelsorger ihnen nun sagt, sie müssen schwere Sünden dann noch beichten, verwirrt er dann nicht ihr Gewissen? Sind sie nicht wegen ihrer moralischen Unfähigkeit zur Einzelbeicht vom persönlichen Bekenntnis dispensiert?

Antwort 2

Diesen Bedenken tragen die Weisungen der Schweizer Bischofskonferenz mit einer differenzierten Formulierung Rechnung: «Wem durch sakramentale Generalabsolution schwere Sünden nachgelassen worden sind, der muss — sofern ihm dies moralisch möglich ist — die Einzelbeichte ablegen [10].» Da die wenigsten Gläubigen verstehen dürften, was «moralisch möglich» heisst, muss der Priester das Gemeinte verdeutlichen. Er könnte etwa sagen: «Wer sich schwerer Schuld bewusst ist, der muss dann noch beichten. Wenn aber einer das trotz gutem Willen wirklich nicht über sich bringt, muss er nicht beichten.» Eine solche Sprache ist unmissverständlich klar, aber doch wohl wenig sinnvoll. So wird der Priester etwa sagen: «Wer sich schwerer Schuld bewusst ist, der muss dann noch beichten. Wenn aber einer das trotz gutem Willen wirklich nicht über sich bringt, darf er dennoch der verzeihenden Barmherzigkeit Gottes gewiss sein.»

[7] Die Bussfeier wird im Pastoralschreiben als bereits existierend vorausgesetzt und weiterhin empfohlen (S. 29 und 34).
[8] Pastoralschreiben S. 33 f.
[9] Erklärung der Bischöfe von Basel, Chur und St. Gallen, in: SKZ 142 (1974) Nr. 49, S. 807.
[10] Weisungen der Schweizerischen Bischofskonferenz über die Busse, in: SKZ 143 (1974) Nr. 45, S. 734.

Werden aber durch solche oder ähnliche Antworten die Gläubigen nicht noch mehr verwirrt? Oder soll der Seelsorger in seiner eigenen Ratlosigkeit einfach nichts sagen, die vorhandene Frage ignorieren und die Gläubigen sich selbst und ihrer Unsicherheit überlassen? Ist die Alternative «Bussfeier oder Einzelbeicht» nicht in Bezug auf manche Gläubige völlig unrealistisch? Heisst ihre Alternative nicht: «Bussfeier oder gar nichts»? Darf der Priester die Augen vor der Tatsache verschliessen, dass manche Gläubige mit dem Stichwort «schwere Schuld, schwere Sünde» z. T. irrige Assoziationen verbinden? Ist die bisherige kirchliche Unterweisung so ganz unschuldig an dieser Situation? Zur Entlastung des Seelsorgers: Auch die Fachtheologen tun sich nicht leicht, wenn sie ihm sagen sollen, wo nun praktisch eine formelle schwere Sünde vorliegt. In dieser pastorellen Notlage sei folgende Antwort mit allem Vorbehalt zur Diskussion gestellt. Es handelt sich um Worte, die ein Seelsorger einer Bussfeier vorausschickte.

Antwort 3

«Liebe Mitchristen. Sie fragen mich: Muss man nach der Bussfeier noch beichten? Ich antworte: Nein. Sie *müssen* nicht beichten, aber Sie *dürfen* beichten. Sie schauen mich erstaunt an, wenn ich sage: Sie dürfen beichten. Aber Sie haben richtig gehört. Dass wir beichten dürfen, ist ein Geschenk Gottes, der das Herz des Menschen kennt. Sehen Sie selbst: Für manche ist die persönliche Beicht eine liebe Gewohnheit, sie mögen weiterhin zur Beicht kommen. Manche sind innerlich nicht ruhig, wenn sie ‚nur' an einer Bussfeier teilgenommen haben. Sie sollen die Beicht beibehalten. Andere plagt eine Schuld, über die sie nicht hinwegkommen. Sie möchten sie persönlich bekennen und durch den Priester hören, dass Gott ihnen vergeben hat. Andere suchen in der Beicht Rat oder Trost in schwieriger Situation. Und andere sagen sich: Ich war nun mehrmals in einer Bussfeier, jetzt ist es Zeit, dass ich wieder einmal einmal persönlich beichte und mein Leben mit dem Priester bespreche. Sie sehen, die Beicht gibt vieles, was die Bussfeier nicht geben kann. In diesem Sinn sage ich Ihnen: Sie dürfen beichten [11].»

Was kann man zu dieser 3. Antwort sagen? Sind solche Worte in vielen Fällen vielleicht die einzige Möglichkeit, wie ein Seelsorger zu seinen Gläubigen sprechen kann? Erreicht er vielleicht durch ein liebevolles Angebot mehr als durch den Hinweis auf eine Verpflichtung? Kommt er vielleicht den bischöflichen Weisungen durch eine solche Antwort näher, als wenn er ein «Muss» ausspricht, dem die meisten Anwesenden aller Voraussicht nach nicht entsprechen werden? Noch einmal: Diese 3. Antwort sei mit allem Vorbehalt zur Diskussion gestellt.

Eines wird deutlich, wenn man die Entwicklung der Busspraxis in den letzten Jahren überschaut: von einem unverantwortlichen Experiment kann man nicht sprechen. Der neue römische Ordo und die bischöflichen Weisungen sind von grosser Verantwortung getragen. Sie sind ein notwendiges Heilsangebot für viele heutige Menschen. Ein Teilnehmer einer Priesterkonferenz hat es nach einer bewegten Diskussion so gesagt: «Seien wir Rom und unseren Bischöfen dankbar. Sie haben uns aus pastoreller Sorge für die Menschen und aus echter Liebe zu ihnen neue Möglichkeiten gegeben.»

Bernhard Bürke

[11] Den gleichen Gedanken hat ein Teilnehmer an einer Priesterkonferenz so formuliert: «Nicht die Einzelbeicht ist abgeschafft, aber der Zwang zur Einzelbeicht.»

Amtlicher Teil

Für alle Bistümer

Aufruf der Schweizer Bischöfe zum Sonntag der sozialen Kommunikationsmittel 1975

Am vergangenen 24. Dezember verfolgten kurz vor Mitternacht an die 800 Millionen Fernsehzuschauer auf dem Bildschirm die Öffnung der heiligen Pforte in Rom. Diese Zeremonie eröffnete das Heilige Jahre 1975, ein Jahr der Versöhnung. An den folgenden Tagen berichteten Zeitungen und Zeitschriften ausführlich in Hunderten von Millionen Exemplaren über dieses Ereignis und verkündeten der ganzen Welt die Botschaft des Oberhirten der Kirche: «Kommt, ja Brüder, kommt!» Paul VI. lud alle Gläubigen und die Menschen guten Willens ein, die wirkliche Frohe Botschaft anzunehmen: «Gott hat sich in seinem Sohn Jesus mit der Menschheit versöhnt, lasst euch durch ihn versöhnen!» Im Zeitpunkte der Feier wurde das Ereignis und die Worte Pauls VI. schon um den ganzen Erdball bekannt.

Diese Tatsache gibt uns Gelegenheit, die Wichtigkeit und die Verbreitung der sozialen Kommunikationsmittel zu erahnen. Wir haben uns an ihre Existenz in unserem Alltag schon so gewöhnt, dass wir die wunderbare Wirkung kaum mehr zur Kenntnis nehmen. Mit der Presse, dem Radio und Fernsehen kommen sich die Menschen näher, und infolgedessen vermehren sich auch die Möglichkeiten zur gegenseitigen Versöhnung.

Am Tag, den die Kirche ihnen widmet — in diesem Jahr ist es der 10./11. Mai —, schenken wir ihnen unsere besondere Aufmerksamkeit. Die Kirche kann diese mächtigen Mittel nicht übersehen, die der Gesellschaft zur Verkündigung der Wahrheit, des Friedens und der Liebe zur Verfügung stehen.

Wer Erfolg haben will, muss auch die entsprechenden Mittel einsetzen. Die Katholiken haben die Wahl, sich zusammenzuschliessen, um auf dem Gebiete der Verkündigung durch die sozialen Kommunikationsmittel die nötigen Mittel aufzubringen, oder auf diesem Gebiete rückständig zu bleiben. Deshalb bitten wir Euch, in diesem Jahr den Organisationen, die der Kirche helfen, diesen Auftrag zu erfüllen, eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Es sind dies insbesondere folgende Werke:

Die *Katholische Internationale Presseagentur KIPA* hat im vergangenen Jahr mehrere Tausend Meldungen an Zeitungen und andere Abonnemente vermittelt.

Die *Arbeitsstelle für Radio und Fernsehen* erlaubt der Kirche in den elektronischen Medien präsent zu sein.

Die *Schweizerische Katholische Filmkommission* erfüllt eine wichtige Aufgabe in der Schulung und Bewusstseinsbildung.

Durch Euer Gebet und Eure Gabe für diese Mittel, die der Kirche ihre Gegenwart in der Welt ermöglichen, helft Ihr mit, die Ausstrahlungskraft des Evangeliums zu verstärken und Boten der Versöhnung zu sein.

Die Schweizer Bischöfe

Bistum Basel

Im Herrn verschieden

Josef Thoma, Pfarresignat, St. Gallen

Josef Thoma wurde am 24. September 1901 in Braunberg (SG) geboren und am 15. Juli 1928 in Luzern zum Priester geweiht. Er begann sein Wirken als Vikar in Arbon (1928—32) und war dann in der Folge Pfarrer in Lommis (1932—38), Stein a. Rh. (1938—45) und Paradies (1947—73). 1973 zog er sich als Resignat nach St. Gallen zurück. Er starb am 25. April 1975 und wurde am 29. April 1975 in Rickenbach bei Wil beerdigt.

Bistum Chur

Adressänderung

Josef Zumbühl, Pfarresignat, Pfrundhaus, 6362 Stansstad, Telefon 041 - 61 12 51.

Bistum St. Gallen

Mutation und Wahlen

Die Kirchgemeinde *Jonschwil* wählte am 11. April 1975 Herrn Pfarrhelfer *Bernhard Sohmer,* Rapperswil, zu ihrem neuen Seelsorger. Die Amtseinsetzung ist auf Pfingsten vorgesehen.

Dr. *Johannes Good* hat die Pfarrei Berg verlassen, um in Amriswil ohne feste Verpflichtungen nach Möglichkeit in der Seelsorge zu helfen. Als sein Nachfolger in Berg wurde gewählt und am 27. April 1975 installiert: P. *Gotthard Bühler* OFMCap. Er übernimmt im Halbamt zugleich die Gehörlosen- und Taubstummenpastoration in der Diözese.

Bistum Lausanne, Genf und Freiburg

Im Herrn verschieden

Louis-Marius Pilloud, Pfarrer, Greyerz

Louis-Marius Pilloud, aus Châtel-St-Denis ist am 2. Februar 1909 in Freiburg geboren. Am 10. Juli 1932 wurde er in Freiburg zum Priester geweiht. Er wirkte als Vikar in Greyerz (1932—1933), als Pfarrer in Botterens (1933—1935) als Pfarrverweser in Villarvolard (1935—1937), als Pfarrer von St Aubin (FR) (1937—1948). Seit 1948 war er Pfarrer von Greyerz und seit 1949 Dekan des Dekanates von Greyerz. Er starb bei einem Autounfall in der Nähe von Rossens (FR) am 18. April 1975 und wurde am 21. April 1975 in Greyerz bestattet.

Kurse und Tagungen

Ehe-Weekends SKJB 1975

24./25. Mai: Döttingen (AG) (Pfarreisaal, unter der Kirche);

21./22. Juni: Zug III (Pfarreiheim St. Michael);

23./24. August: Wil (SG) II (Pfarreiheim);

30./31. August: Sursee (Pfarreiheim bei der Post);

6./7. September: Windisch II (Pfarreiheim);

13./14. September: Zug IV (Pfarreiheim St. Michael);

Mitarbeiter dieser Nummer

Dr. Bernhard Bürke OSB, Kloster, 7180 Disentis

Georg Schelbert SMB, Lehrbeauftragter, Rue de l'Hôpital 29, 1700 Freiburg

Anton Troxler, Kanzler, Rue de Lausanne 86, 1700 Freiburg

Schweizerische Kirchenzeitung
Erscheint jeden Donnerstag

Redaktion

Hauptredaktor
Dr. Rolf Weibel, Frankenstrasse 9. Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041 - 22 74 22

Mitredaktoren
Dr. Karl Schuler, Bischofsvikar, Hof 19, 7000 Chur, Telefon 081 - 22 23 12
Dr. Ivo Fürer, Bischofsvikar, Klosterhof 6, 9000 St. Gallen, Telefon 071 - 22 81 06

Verlag
Raeber AG, Frankenstrasse 7—9
Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041 - 22 74 22 / 3 / 4

Annoncenannahme
Orell Füssli Werbe AG, Postfach 1122, 6002 Luzern, Telefon 041 - 24 22 77

Abonnemente
Inland:
jährlich Fr. 52.—, halbjährlich Fr. 28.—
Ausland:
jährlich Fr. 62.—, halbjährlich Fr. 32.50
Einzelnummer Fr. 1.50.

Redaktionsschluss: Samstag 12 Uhr
Schluss der Inseratenannahme:
Montag 10 Uhr

Nachdruck von Artikeln, auch auszugsweise, nur mit ausdrücklicher Genehmigung durch die Redaktion gestattet.

FRONLEICHNAM

Hier ist die erprobte Hilfe für die Gestaltung der Fronleichnamsprozession:
Pfarrer Max Huber: **UNTERWEGS**
Zeitgemässe thematische Texte, Chorgesänge und Bläserstücke zu den vier Stationen der Fronleichnamsprozession. 16 Seiten Texte für Priester und Sprecher, vierfach vorhanden, heraustrennbar; 16 Seiten Noten. Fr. 9.—.

CHRISTIANA-VERLAG **8260 Stein am Rhein, Telefon 054 - 8 68 20**

Weinhandlung
SCHULER & CIE
Aktiengesellschaft **Schwyz** und **Luzern**

Das Vertrauenshaus für Messweine und gute Tisch- und Flaschenweine, Tel. Schwyz 043 - 21 20 82 — Luzern 041 - 23 10 77

Kantonsschule Zug

Unser Religionsunterricht liegt einigermassen im Argen. Wir sind dabei, etwas Neues aufzubauen.

Möchten Sie es riskieren, als

katholischer Religionslehrer

mit uns zusammen in diese Aufgaben einzusteigen? Schlimmer als dem Apostel Paulus in Athen wird es Ihnen bei uns auch nicht ergehen.

Stellenantritt: August 1975.

Alle weiteren Auskünfte erteilt gerne der Rektor, Telefon 042 - 21 09 42.

An der Katholisch-theologischen Fakultät der Universität Graz ist die

Lehrkanzel für Katechetik

mit einem ordentlichen Universitätsprofessor zu besetzen.

Die Bewerbungen mit den üblichen Unterlagen (Lebenslauf, Schriftenverzeichnis, Sonderdrucke) sind bis zum **20. Juni 1975** an das Dekanat der Katholisch-theologischen Fakultät, A - 8010 Graz, Universitätsplatz 3, zu richten.

Alleinstehender Geistlicher gesetzten Alters sucht nette,

Haushälterin

Kleine Pfarrei in schöner Gegend. Neues Pfarrhaus, zeitgemässe Entlöhnung. Antritt möglichst bald. Offerten unter Chiffre 8895 an Orell Füssli Werbe AG, 6000 Luzern.

Zu kaufen gesucht

Baldachin

Meldung nimmt dankbar entgegen Pfarramt, 3981 Reckingen.

Ihr Partner wenn es um Inserate geht

ORELL FÜSSLI WERBE AG
Luzern Frankenstrasse 7/9

Ab 13. August

Ferienlagerhaus

in der Innerschweiz noch zu vermieten.

Anfragen unter Chiffre 8904 an Orell Füssli Werbe AG, 6000 Luzern.

Leobuchhandlung
Gallusstrasse 20, 9001 St. Gallen

Wir empfehlen

Heilkraft des Heiligen

219 Seiten, Fr. 32.20

Das Verhältnis zum Heiligen prägt den Menschen bis in die letzte Tiefe seiner Existenz, von den vitalen Grundfragen seines Daseins bis hin zur Dimension des Geistes. Mit Beiträgen von Josef Sudbrack, Josef Blank, Peter Hünermann, Eugen Biser, Gerhard Schwabe, Jess Groesbeck zu den Themen: Meditation, biblische Geschichts- und Lebenserfahrung, theologische Anthropologie, Naturwissenschaft und Tiefenpsychologie.

Römisch-katholische Kirchgemeinde Winterthur

In unserer Kirchgemeinde werden im Sommer / Herbst 1975 folgende Stellen frei:

Vollamtliche Katechetenstelle

für Religionsunterricht an der Mittel- und Oberstufe der Primarschule, an der Real- und Sekundarschule.

Katechetin / Pfarreisekretärin

(Pfarrei St. Laurentius)

für 8 bis 10 Wochenlektionen Katechese an der Mittel- und Oberstufe der Primarschule, der Real- und evtl. Sekundarschule, Mitarbeit im Pfarreiteam und selbständige Erledigung der Sekretariatsarbeiten.

Wir bieten gutes Salär, fortschrittliche Anstellungsbedingungen und zeitgemässe Sozialleistungen.

Interessenten bitten wir um Offerten mit näheren Angaben und Zeugnissen über die Ausbildung und die bisherige Tätigkeit. Diese sind zu richten an den Präsidenten der römisch-katholischen Kirchenpflege Winterthur, H. Renggli, Laboratoriumstrasse 5, 8400 Winterthur. Nähere Auskunft erhalten Sie über Telefon 052 - 25 81 20.

Kirchenmöbel

haben hie und da eine Erneuerung oder Ergänzung nötig. Fehlt bei Ihnen noch ein schöner Trau- oder Priester-Betstuhl?

Verlangen Sie unsere Fotosichtmappen mit Grössen und Preisangaben.

RICKEN BACH
ARS PRO DEO

EINSIEDELN
Klosterplatz
✆ 055-53 27 31

LUZERN
bei der Hofkirche
✆ 041-22 33 18

NB: Eine günstige Sediliengarnitur in grauem Skai ist in Einsiedeln noch am Lager.

Wichtige Vorankündigung

Am 20. Juni 1975 wird ausgeliefert:

Anton Schraner

Katholischer Katechismus

288 Seiten, Plastik-Einband mit Prägekreuz.
Erstauflage: 20 000 Expl. ca. DM/Fr. 12.— / S 84.—.

Auf keinem Gebiet des kirchlichen Lebens herrscht heute eine solche Unsicherheit wie im Religionsunterricht. Katecheten, Buchhändler und Eltern sind verunsichert. Die katholischen Buchhändler und Verleger müssen immer neue Titel ans Lager nehmen und versplittern ihr Budget. Hinzu kommt das Fehlen eines einheitlichen Lehrplanes — das Fazit ist eine zunehmende Unwissenheit der Kinder auf religiösem Gebiet.
Aus diesem Grund ist der Ruf nach dem bewährten Katechismus, wie er früher vom 3. bis zum 8. Schuljahr verwendet wurde, immer stärker geworden. Pfarrer Anton Schraner hat diesen Katechismus von Grund auf neu bearbeitet und durch Zitierung zahlreicher Konzilstexte und neuester Erlasse auf den neuesten Stand gebracht. Nach dem Dekret der Glaubens-Kongregation vom 19. März 1975 erscheint dieser Katechismus mit kirchlicher Druckerlaubnis.
Der berühmte Radioprediger P. Dr. Heinrich Suso Braun sagte in seiner Radio-Predigt am 3. März 1974: «Die siebenmal Klugen dieser Welt meinen zwar, es sei eine Quälerei, dass man den Kindern zumutet, den Katechismus auswendig zu lernen. Ich finde, dass das gar keine Quälerei war, sondern sehr vernünftig. Denn (und das gilt nicht nur für den Religionsunterricht, sondern auch für jedes profane Fach): ich weiss nur das, was ich meinem Gedächtnis eingeprägt habe, was ich also auswendig kann, was ich abfragbar, verfügbar in meinem Gedächtnis habe ... mein religiöses Wissen reicht nur so weit, als ich weiss ..., was die Kirche mich lehrt und was meinen Glauben ausmacht ... Der Katechismus sollte uns neben der Hl. Schrift durch das Leben begleiten.»

CHRISTIANA-VERLAG

8260 STEIN AM RHEIN

Präzisions-Turmuhren
Schalleiter-Jalousien
Zifferblätter und Zeiger
Quarzuhren ferngesteuert durch Zeitzeichen

Revision sämtlicher Systeme
Neuvergoldungen
Turmspitzen und Kreuze
Serviceverträge
Lied-Anzeiger

TURMUHRENFABRIK MÄDER AG, ANDELFINGEN
Telefon (052) 41 10 26